Gall. rev. 1028 f (1

28, i

H. c. 103. 102

Cd 2

[Lowenstein-Bo. : Littérature franç. contemp. 3.]

Napoleon

und der

Herzog von Vicenza.

Nach den vertraulichen Mittheilungen

Coulaincourts,

Großstallmeisters, Gesandten in St. Petersburg u. Minister des Aeußern des Kaiserreichs,

von

Charlotte v. Sor. [Pseud.]

[d. i.: Comtesse Eilleaux]

Herausgegeben

von

R. O. Spazier.

Erster Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1837.

06230
oo
Bibliothek d. 3ten L. I. R. Prinz Carl
Gd 167/2580

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 57648

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Das Zusammentreffen in Plombières.

Es war an einem schönen und warmen Septembermorgen im Jahre 1826; ich saß an dem verborgensten und schattigsten Orte der reizenden Waldungen der Umgegend von Plombières, nach der Fontaine Stanislas zu; ein Buch ruhte auf meinem Schooß, aber ich las nicht. Traurig und träumerisch schweiften meine Gedanken in den schönsten Epochen meiner Vergangenheit umher. Auf dem Blumenpfade, der ganz nah bei mir durch dies Gehölz lief; wandelten viele Leute; doch zog niemand mich aus meinem Sinnen, sie waren mir wie Schatten, die meine Augen unangenehm berührten, ohne den Gang einer einzigen meiner Erinnerungen zu stören.

Den Kopf auf die Hand gestützt, auf den Boden niederblickend, war ich am Ende gänzlich in mich versunken und fast außer aller Berührung mit der

Außenwelt; meine launenhafte Einbildungskraft breitete das prächtige Bassin von Antwerpen, seinen Hafen, seine unermeßlichen Schiffswerfte vor mir aus, und auf ihnen lagen, reich mit Wimpeln geschmückt, zwei schöne Kriegsschiffe, die denselben Tag, das eine mit der Morgen-, das andere mit der Abendfluth noch vom Stapel laufen sollten.

Napoleon gedachte diesem Volke aufrührerischen Andenkens die Enkelnichte seiner großen Marie Therese zu zeigen und hatte in allen Städten des eroberten, aber niemals ganz unterworfenen Belgiens wahrhaft königliche Feste zu feiern geboten.

Es schlug vier Uhr an der Kathedrale, als wir an der tête de Flandres vom Wagen stiegen und in eine kleine Barke eilten; dieselbe setzte uns am Hafen von Antwerpen aus. Hier war Alles Spannung und Bewegung, und dennoch begann es kaum zu tagen. Die Sonne ging matt und bleich auf; ein Marine-Commissair, in Galla-Uniform, gab mit geschäftiger und gewaltiger Miene Befehle; doch als er das Gewölk sich immer dichter zusammenziehen sah, nahm sein Gesicht den Ausdruck lebhafter Besorgniß an und er

wandte sich an einen Arbeiter, der so eben die Taue zu knüpfen beschäftigt war, mit den Worten: „Maringo, der Wind ist südwest — ich fürchte Regen; der käme verteufelt ungelegen!“

„Bah! rief der Mann in der Jacke mit einer Gebährde unübersetzbaren Vertrauens: er hat immer seine Sonne von Austerlitz in der Tasche, und er macht sich aus den Wolken so viel, wie ich mir aus den ....“

„Herr Commissair,“ unterbrach ich, „wann wird das erste Schiff vom Stapel gelassen werden?“

„Ihre Majestäten werden vor sechs Uhr hier seyn; die Fluth wartet auf Niemand.“

„Was, sie wird schon auf ihn warten,“ murrte der Soldat; „sie wird sich schon nicht sperren!“

Wir brachen alle in ein Gelächter aus.

„Mein Braver!“ sagte ich, und bot ihm ein Fünffrankenstück: „da, trinke auf die Gesundheit des Kaisers.“

„Meine hübsche Dame, der Vorschlag ist da ganz verführerisch; aber sehen Sie, Maringo — Maringo kennt sich,“ und dabei kratzte er sich in den Haaren. — „Maringo vertrinkt auf diese Gesundheit das Goldstück bis auf den letzten Sou,

und das dürfte nicht gut thun; und zumal hat er gestern erst mit mir gesprochen und hat zu mir gesagt: „Was machst du hier, mein Bursch?“ — Vertrinke ich nun meine hundert Sous, so bin ich sicher, auf einen halben Tag in den Strafsaal zu marschiren und sehen Sie, ich mag nicht, daß er mir den geringsten Vorwurf zu machen habe, der liebe, brave Kaiser.“

In solchem Grade besaß Napoleon die Macht, alles um sich her zu blenden, daß solche einfache und ihm ergebene Menschen fest und beharrlich glaubten, er zeichne jeden Einzelnen besonders aus und bemerke Alle.

Wir traten hierauf in ein Zelt, das dem des Kaisers gegenüberstand und sahen ihn kommen. Die Kaiserin Marie Louise, seine so junge und so unbedeutende Frau, war der Gegenstand seiner beständigen sorgfältigen Aufmerksamkeit. Er hütete sie mit Blicken der Liebe; man sah, er war stolz darauf, sie überall und Allen zu zeigen; und als der erschütternde Donner des Geschützes der Schiffe auf der Rhede das Schiff bei seinem majestätischen Eintritt in die Schelde begrüßte, in diesem Augenblicke schlang der Kaiser, dessen Augen beim

Kanonendonner Blitze zu strahlen schienen, seinen Arm um den Leib seiner erschrockenen Gemahlin, zog sie an sich, als wolle er sie vor einer Gefahr, die doch nicht vorhanden war, bewahren — und drei Jahre später vergaß diese Frau, wessen Gattin sie war — lehnte sich an ein anderes Wesen an und flüchtete sich an eine andere Brust!

„O! sie war keine Französin, diese Frau!“ dachte ich, und dieser Gedanke kühlte unwillkürlich meine heiße Stirn.

Unwillkürlich erhob sich anbei mein Haupt und ein Mann kam langsam und sich von Zeit zu Zeit ausruhend, am etwas steilen Fußpfad, der an meinen Füßen vorüberging, herauf. Je mehr er sich näherte, desto mehr ergriff mich das Vornehme seiner Haltung; sein Wuchs war schlank und biegsam; in den zu frühzeitig ihm gekommenen Runzeln lag noch Jugend; doch sein bleiches Gesicht trug alle Spuren tiefen Kummers.

Eine Erinnerung aus der Vergangenheit leuchtete plötzlich wie ein Blitz in meiner Seele; Gott, rief ich, dies Wesen tritt wie eine Erscheinung, die meine Erinnerungen fortsetzt, vor mich hin! aber damals war dies Haupt hoch aufgerichtet und

stolz; dieser Körper nicht gebogen, hielt sich damals hoch aufrecht, eine reiche Uniform hüllte ihn ein. — Ach! damals athmete Alles an diesem Manne Kraft und Kühnheit, in seinen Blicken mahlte sich die Zuversicht, welche eine so hohe Stellung einflößt und von der man später nur auf Kosten seines Lebens herabgestürzt wird!

Ich hatte den Groß-Stallmeister des Kaiserreichs, ich hatte den Herzog von Vicenza vor mir.

Traurig betrachtete ich ihn, und Thränen rollten unwillkürlich meine Wangen herab.

„Mademoiselle,“ sagte der Herzog von Vicenza zu meiner Kammerfrau, die am Wege saß und arbeitete, „führt dieser Weg geradezu an die Fontaine Stanislas?“

„Ja, Herr Herzog,“ erwiederte ich, indem ich so schnell als möglich mich erhob; denn ich war in dieser Epoche äußerst matt und krank.

„Madame, ich habe also die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn?“

„O,“ erwiederte ich, „alle Träume meiner Jugend knüpfen sich an die Pracht des Kaiserreichs; später habe ich gar viel über seine Unfälle geweint, und

die Treue und Hingebung des Herzogs von Vicenza leben in meiner Seele unzertrennlich von dem Bilde Napoleons!“

Da riefen wir alle Erinnerungen zurück; — beide hatten wir die großen Helden eines Riesendrama's gekannt; — unsere Sympathien flogen lebendig und bewegt der Vergangenheit zu; und von diesem Tage an verloren wir uns in nie endende Gespräche!

Im Augenblicke, wo ich den Herzog von Vicenza im Jahre 1826 zu Plombières auf diese Weise wiederfand, war er entsetzlich abgemagert; sein Haar war fast gänzlich ergraut; in seinen zerstörten Zügen trug er die Brandmale entsetzlicher moralischer Leiden. So wenige Jahre schienen mit der Wucht eines Jahrhunderts auf den ehemals so glanzvollen Groß-Stallmeister Napoleons gedrückt zu haben. Ein Magenkrebs, eine fürchterliche und unheilbare Krankheit, durchfraß gewaltsam sein Leben. Sein Arzt, der Doctor Broussais, hatte ihn in die Bäder von Plombières geschickt; aber der Herzog kümmerte sich wenig oder gar nicht um Heilmittel. Das Daseyn drückte diesen Mann, ihn, der früher nur so schönes genossen,

und dem es jetzt so farblos, so voller bittrer Erinnerungen umherschlich! — Wie oft sagte er mir nicht: „Nein, in Frankreich giebt es keinen Platz mehr für mich!“

Seine physischen Leiden ließen ihm keinen Augenblick Ruhe; mit fortwährender Schlaflosigkeit geplagt, dictirte er meist die Nacht hindurch einem vertrauten und einsichtsvollen Sekretär seine reichhaltigen und höchst interessanten Memoiren. „Diese Memoiren,“ sagte mir der Herzog, „dürfen nicht eher an's Licht treten, als bis die Sense des Todes die gekrönten Häupter, ich hier schildere, niedergemäht hat. Es gibt im menschlichen Herzen gar schmutzige Winkel.“

Und eines Abends brachte mir der Herzog von Vicenza einige Blätter aus diesen Manuscripten; dieselben, er las sie mir vor, hatten auf die Unterhandlungen und Verträge mit Oestreich während und nach der Verheirathung mit Marie Louise Bezug. Brennend haften diese Blätter in meinem Gedächtniß — aber ich erzähle Nichts von ihnen wieder — ich versprach zu heilig ihm Schweigen — nichts erzähle ich daraus wieder — denn der,

dem ich das Wort darauf gab, ist nicht mehr im Stande, es mir wieder zurückzugeben.

Beide Monate, die ich in Plombières zubrachte, sind mir von diesem Augenblicke an unvergeßlich. Sie waren eine Art von Ersatz für eine jener Prüfungsepochen, in denen man sich vom Himmel verlassen wähnt, wo man sich fragt, welches Verbrechen man büße, um solche Qualen erdulden zu müssen, wo man jeden Abend zu Gott flehet, er möchte es die letzte Qual seyn lassen, aber wo man jeden Morgen mit denselben Schmerzen, mit demselben Kummer sich wieder erhebt, wo man immer dem Tode ins Angesicht sieht, ohne ihn weder fliehen, noch ihn erreichen zu können.

Drei lange Jahre waren in diesem verzweiflungsvollen Zustande des Schwankens zwischen Leben und Sterben vergangen. Meine Ergebung, mein Muth waren erschöpft. Es war wohl nur, um meiner los zu werden, daß die Aerzte mir zu reisen geboten; und ich, müde des Stubenlebens einer Kranken, der Eintönigkeit jener niedlichen aber nichts sagenden Umgebungen, auf denen so viel Tage, so viel Nächte hindurch ausschließlich

mein Blick gehaftet, ich empfand dennoch Freude über die Erlaubniß, meine Leiden in andere Gegenden zu tragen, andere Gegenstände zu sehen, eine andere Luft einzuathmen, auf die Gefahr selbst hin, mitten auf der Landstraße zu sterben. Einer meiner Verwandten, der Oberst von R. stand mit Hingebung der armen Sterbenden bei. In meinem Wagen ausgestreckt reiste ich ab. Wir legten nur kleine Tagreisen zurück, und Plombières schien mir am letzten Ende der Welt zu liegen. Bei unserer Ankunft war die Stadt im eigentlichsten Sinne des Worts mit Badefremden überfüllt, ich mußte im Hôtel de la tête d'or bleiben, wo unser Postillon uns abgesetzt.

Meine Schwäche erlaubte mir weder Besuche zu machen, noch deren anzunehmen. Die Vergnügungen der großen Welt ermüdeten mich zu sehr. Und noch einmal befand ich mich wieder einsam und allein mitten in der lärmendsten und belebtesten Stadt. Sechstausend Fremde waren in dieser Zeit in Plombières anwesend; beständig und in unaufhörlichem Wechsel kamen deren an, oder reisten deren ab, und nichts hätte heiterer, zerstreuender seyn können, als dieser Aufenthalt,

wenn nicht fortwährendes Leiden jeder Festlichkeit treuester Begleiter gewesen!

Darum war das Begegnen Coulaincourt's für mich, die ich alle Vergnügungen meiden mußte, ein wahres Geschenk der Vorsehung. Auch er ward fortwährend von seinen Leiden gepeinigt und so waren wir die einzigen Personen, mit denen er beständig umging. Alle Morgen fanden wir ihn an dem Springbrunnen des Cruzifixes; dann machten wir auf einige Stunden einen Spaziergang, ich auf einem kleinen Pferde des Landes, während beide Herren mich zu Fuß begleiteten.

Der Herzog wohnte in einem Hause, das an das unsrige anstieß, in demselben Zimmer, das einst die Kaiserin Josephine inne hatte, als die Balken des Bodens plötzlich sich aus ihren Fugen lösten und sie, mit zweien ihrer Diener, glaub' ich, aus der ersten Etage in die Straße hinabfiel!

Wie merkwürdig treffen die Dinge oft zusammen! Zwanzig Jahre später führte der Zufall den Herzog von Vicenza in das Haus, in dieselbe Schlafstube, in der so oft der Name Napoleon, von einer sanften Frauenstimme ausgerufen, wiedergehallt hatte, und jetzt dictirte in ihr

der Groß-Stallmeister die Geschichte des Helden und der fabelhaften Ereignisse seiner Herrschaft.

Der Gedanke verirrt sich melancholisch und träumerisch, in die geheimnißvollen Fügungen des Zufalls.

Zweites Kapitel.

Napoleon im Schlitten bei der Rükkehr von Rußland.

Es waren die Monate August und September; die Abende wurden schon lang; mit wenigen Ausnahmen brachten wir sie alle mit dem Herzog von Vicenza zu. Er kam zu mir um sieben Uhr, und mehr als einmal, wenn wir die große Thurm-Uhr der Stadt Mitternacht schlagen hörten, riefen wir, so krank auch wir armen Wesen waren, „wir sind wahrlich toll geworden.“ Aber, ich sagte es schon, der Herzog schlief nicht, und ich und mein Verwandter wurden nicht müde, ihn anzuhören. Die Stunden enteilten mit reißender Schnelle in Unterhaltungen, eines so unendlichen Interesses schwanger.

Ich war unerschöpflich in Fragen, wie er unermüdlich in seiner Gefälligkeit, mir zu antworten.

Der Herzog war ja der innigste, der Herzens-Freund Napoleons gewesen. Mit den höchsten diplomatischen Geschäften beauftragt, hatte er stets unmittelbar mit dem Kaiser correspondirt. Zwischen ihnen hatte es nie eine Mittelsperson gegeben; bei ihnen hatte sich Gedanke unmittelbar an Gedanke gereihet; es war der Herrscher, der die vertraulichsten Instruktionen einem Freunde von hoher Fähigkeit gab. Vor allen war es allein der Herzog von Vicenza, der mit vollkommner Kenntniß seines Charakters und dessen genauesten Schattirungen, die ein gewöhnlicher Mensch nicht aufzufassen vermag, zu Napoleon zu sprechen vermochte. Seinen Ministern, seinen Marschällen, jedem, der sich ihm nahte, trat der Kaiser als Herr gegenüber; für Coulaincourt allein war er Napoleon; gutmüthig oder rauh, sanft oder aufgebracht, zuversichtlich oder besorgt, aber immer aufrichtig, immer er selbst in seinen Ergießungen. —

Der Herzog von Vicenza nämlich war unter den Höflingen ein von Allem abweichender Mensch; sein Wesen, seine Sprechweise hatten etwas Vornehmes, etwas Elegantes, eine natürliche Würde, die ihn hoch über Alle stellten, die aller Achtung

geboten. — Jene Strenge, die, wie ich hörte, Manche ihm vorwarfen, war nur ein, seinem stolzen und unabhängigen Charakter inwohnendes Element. Dieser Mann mußte allerdings das Gefühl seiner unbestreitbaren Ueberlegenheit und seines persönlichen Werthes besitzen; aber dabei beherrschte er sich mit so feiner und urbaner Lebensart, um diesen abgemessenen Formen alle Rauheit zu nehmen.

Einmal, in Folge eines lebhaften Streites, sagte der Kaiser sogar zu ihm: „Eisenstange! Sie sind eine wahre Eisenstange! . . Man sollte Sie in's Feuer werfen, um Sie zu krümmen!“

„Allerdings, Sire. Eisern Ew. Majestät gegenüber, eiserner mit Ihnen als irgend Jemand auf der Welt!“

„Wie so! — Warum?“ —

„Sehr natürlich, Sire; denn, wenn ich mich im Fall sehen soll, Ew. Majestät zu widersprechen, so muß ich hundertmal Recht haben, ehe ich mich dazu entschließen könnte!“

Napoleon schätzte im Allgemeinen die Menschen nicht sehr; er hatte so viel mit ihnen gelebt und hielt darum wenig von ihnen; — den Herzog

von Vicenza aber liebte er, ja er schätzte ihn noch mehr als er ihn liebte. Sein Charakter war ein schöner Typus, den Napoleon bewunderte, und dessen reiche Eigenschaften er zu seinem Nutzen verwandte.

— „War denn," fragte ich den Herzog, „wirklich der Kaiser von so wunderbarer Organisation, wie er uns andern Leuten im Parterre erschien?"

— „In keiner Lage," sagte Coulaincourt, „erschien mir der Kaiser unter seiner riesenhaften Stellung. Sein Genie, seine Fähigkeit, seine unermeßlichen geistigen Mittel beherrschten die wunderbaren Ereignisse seiner Regierung, und als er mir sagte, das Wort unmöglich sey kein französisches, so meinte er das ganz im Ernste; denn er fühlte sich stark genug, die abstraktesten Probleme zu lösen, alle Unmöglichkeiten zu sich herabzuziehen, und verstieg sich gleichsam spielend zu den höchsten Regionen menschlicher Intelligenz hinauf. Die Umstände, welche seine politischen Mißgriffe herbeiführten, mußten alle seine Berechnungen täuschen. Er, Napoleon, hatte sich einen weit ausgreifenden, bewundernswerthen Plan vorgezeichnet; die herrlichsten Resultate waren

weise berechnet; aber sein unermeßliches Talent fand so selten in den Schachpuppen, die er in Bewegung zu setzen hatte, Leute, die jenes Talent ihm zurückstrahlten. Dem kühnen Schöpfer fehlte die Macht, die Ausflüsse seines Genies seiner Familie, seinen Ministern, allen denen endlich, deren leitendes Gestirn und deren einziger Hebel er war, einzuflößen.

— „Aber," erwiederte ich, „hatten die Ereignisse von 1812 bis 1814 die Gewalt dieser Mittel nicht geschwächt?"

— „Ei allerdings! Die unendlich stürmische Periode von 1800 bis 1814 hatte die Sprung-Federn dieser gewaltigen Organisation zwar nicht vermindert aber doch vielleicht abgestumpft. Ihm, der die Erde auf seinen Schultern trug, konnte wohl verstattet seyn, sich davon müde zu fühlen!"

„Napoleon war in allem eine Ausnahmserscheinung; sein moralisches Seyn erfordert tiefe und ernste Studien; es verträgt durchaus nicht, daß man den Maasstab gewöhnlicher Verhältnisse an ihn legt. Die große und wunderbare Gestalt des Kaisers kann Niemand messen, der sich neben ihn auf den Boden hinstellt."

„Diejenigen, die da sagten oder schrieben, der Kaiser sey bei seiner Abfahrt von Smorgony in Litthauen geisteskrank oder in Muthlosigkeit versunken gewesen, bildeten ihre Meinung nach ihren eignen damaligen Geisteszuständen, nach ihrer eignen gebrechlichen Natur — arme Menschheit!“

„Ich, der ich ihn vierzehn Tage und vierzehn Nächte hindurch begleitete, ich habe wohl das Recht, meine Stimme zu erheben und zu erklären, daß der Kaiser in diesem Augenblicke eine wahrhaft bewundernswerthe Seelenstärke und Geisteshelle offenbarte. Mir muß man glauben, wenn ich versichere, daß er mir niemals größer erschien als in der Mitte unsrer großen Unfälle! Wahrlich, in jenem Augenblicke, wo er an meiner Seite saß, in einen engen Schlitten eingesperrt, unaufhörlich von Gefahren umgeben, von Kälte, oft von Hunger erschöpft, denn wir durften nirgends anhalten — hinter sich die schwachen Ueberreste einer aufgelösten und ausgemergelten Armee zurücklassend — in diesem Augenblicke, sage ich, hörte alles Repräsentationswesen auf. Da war er eine entkleidete, nervige oder schwächliche Menschennatur. Und dennoch machte der Kaiser sich

dort auch keine Illusionen; er sah klar in die Tiefe des Abgrunds hinein; sein Adlerblick überflog die Räume. — „Coulaincourt,“ sagte er mir, „die Umstände sind schwierig — sehr schwierig — doch mein Muth soll mich nicht verlassen. — Mein Gestirn ist bleich geworden — doch Alles ist noch nicht verloren. — Frankreich ist wesentlich edel und brav — ich werde die Nationalgarden organisiren — diese Errichtung der Nationalgarde ist eine der größten Eroberungen der Revolution — es ist ein Mittel, dessen ich mich mit Erfolg bedienen werde — in drei Monaten habe ich eine Million bewaffneter Bürger unter den Waffen, und dreimalhundert Tausend geregelter Truppen.“ —

— „Allerdings, Sire,“ erwiderte ich, „zählen Sie nur sicher auf Frankreich.“ —

„Meine Verbündeten,“ unterbrach er mich lebhaft, indem er mir heftig den Arm drückte, — „meine Verbündeten werden mit Ziffern auf meinen Listen paradiren — aber weder ich noch Sie, Coulaincourt . . . . .“

Und seine Stirne runzelte sich; sein finstrer Blick verkündete einen jener fürchterlichen Gedanken, die wie eine Offenbarung der Zukunft sind; dar-

auf fuhr er mit abgebrochner barscher Stimme fort:

„Diese Leute da, Coulaincourt, diese Leute da sind mir seit sechs Monaten schon eine Last, ein Hinderniß — ihre Mitwirkung eine wahre Verhöhnung.“ —

Er ward bewegt, seine ungestümen Geberden verriethen die Besorgnisse seiner Seele; ich bestrebte mich, diese quälenden Gedanken zu verscheuchen.

— „Nein, nein, Coulaincourt! Ich übertreibe nichts — diese Bündnisse sind nur dem Namen nach vorhanden — alle diese Verträge wurden von der Asche von Moskau verschüttet — sind Sie nicht überzeugt, daß diese Leute nur bei uns sind, um des Verrathes willen, um meine Operationen zu hemmen? Meine Befehle werden nicht mehr verstanden oder ungeschickt ausgeführt; ich bin nicht der Narr, der von diesen zufälligen Mißverständnissen getäuscht wird; denn sie kommen immer gerade gelegen genug, um meine Bewegungen in's Stocken zu bringen.“ —

Er versank einige Augenblicke in tiefes Sinnen; dann hub er mit Feuer wieder an:

„Aber noch ist Frankreich furchtbar. — Frank-

reich bietet unermeßliche Hülfsquellen — das französische ist das verständigste Volk der Erde — mein neun und zwanzigstes Bulletin ist kein Kunstgriff ohne hohe Folgen — es ist eine Handlung hoher und loyaler Politik. Unter gewissen Umständen ist das feinste Verfahren der geradeste Weg. Die Wahrheit und die französische Einsicht wird die Lage der Nation und die ungeheuern Opfer, welche diese Lage erfordert, begreifen. Ich, der Kaiser, bin nur ein Mensch, aber alle Franzosen wissen, daß um diesen Menschen das Geschick des Landes, das Geschick der Familien, die Sicherheit des häuslichen Herdes sich umherdrehen — Thoren waren es, die jenem großen Gedanken Ludwig des XIV. eine lächerliche Bedeutung gaben: „Der Staat? das bin ich!“ Dies Wort bezeichnet ein wahres Verhältniß; es verrieth eine Macht des Willens, ohne die ein König nur eine goldgeschmückte Puppe ist — der Staat — der Staat, das ist eine Vereinigung undisciplinirter Menschen, die bald undisciplinirbar werden, wenn nicht eine Eisenhand sie zusammendrückt. — Herr Russe, setzte er mit schmeichelnder Betonung hinzu, sind Sie nicht meiner Meinung?“ —

„Ew. Majestät,“ versetzte ich lebhaft, „wissen, wie sehr dieß Beiwort mich verletzt!“

— „Warum nicht gar!“

„In meinen unablässigen Bemühungen nämlich,“ fuhr der Herzog fort, „deren seit **1810** ich mich unterzog, um jeden Bruch mit seinem treuesten, sichersten Verbündeten zu verhindern, sah Napoleon nur eine verblendete Vorliebe für den Kaiser von Rußland. In meiner Correspondenz, in unsern spätern mündlichen Unterhaltungen entwickelte ich ihm die hohen politischen Rücksichten, welche den Bund mit Rußland zur festesten Stütze Frankreichs machten. Ich verdankte dem edlen Vertrauen Alexanders solche Mittheilungen, die es unmöglich machten, sich länger über das Heranbrechen eines um uns her sich bildenden Sturmes zu täuschen. Mit eignen Augen hatte ich während meiner Gesandtschaft in Rußland Vorschläge, die Alexander täglich von den andern Mächten, selbst vom österreichischen Cabinet erhielt, gelesen; alle lagen ihn an, sich in Masse gegen die Herrschaft des „unersättlichen Corsen“ zu erheben. Ich hatte dem Kaiser das gesagt, ich hatte ihm die Beweise davon vorgelegt. Er wollte nichts davon hören;

er wollte nichts davon begreifen, und brach stets die Unterhaltung mit dem ironischen Worte ab: „Herr Russe, der Kaiser Alexander ist ein Zauberer, der ihnen das Gehirn verwirrt!“ —

Und als er mit einer Armee von fünf mal hundert Tausend Mann wie ein Blitz in Rußland einfiel, glaubte er die Mächte unversehens zu überraschen — und seit vier Jahren conspirirten sie schon gegen ihn; seit einem Jahre waren sie schon vollständig zum Schlage gerüstet! Vergebens hatte ich gewarnt! Als ich im Jahr 1811 meine Zurückberufung verlangte, geschah es nur in der Hoffnung, den zum Ausbrechen bereiten Sturm noch zu beschwören. In meiner letzten Unterhaltung mit dem Kaiser von Rußland, hatte Alexander wörtlich also zu mir gesagt: „Sagen Sie dem Kaiser Napoleon, daß ich mich von ihm nur dann trennen würde, wenn er mich dazu zwänge; meine Freundschaft für ihn ist so aufrichtig, daß ich sie ihm nur dann entziehen werde, wenn er sie mit Füßen getreten haben wird;“ und Alexander sprach die Wahrheit; er empfand eine wahrhaft leidenschaftliche, eine durchaus ausschließende Bewunderung für Napoleon!“ —

„Aber der Kaiser, unter dem Einfluß einer fixen Idee, wich von seinem System nicht ab. Er glaubte nicht an die Wirklichkeit der vertraulichen Eröffnungen, die man mir ausdrücklich gemacht, damit ich sie ihm mittheilte. — Begriff er diese Großmuth nicht? Ich weiß es nicht; aber diese, wahre oder verstellte, Eingenommenheit vom Gegentheil trug ihm bittere Früchte!“ —

„Auf dem Congreß zu Frankfurt war noch Alles wieder herzustellen. Ich hatte nicht vergebens mich an das so wahrhafte, an das so begeisterte Gefühl, das Alexander für den Kaiser hegte, gewendet.“ —

„Später während der Unterhandlungen zu Chatillon begreife ich wahrlich nicht, warum ich nicht wahnsinnig wurde. — Die Zeit der Illusionen war gänzlich vorüber — die Gefahr war äußerst dringend — und dennoch erhielt ich auf alle meine Briefe nur ausweichende Antworten; damals als es galt, um jeden Preis zu unterhandeln — doch damals blieb uns immer noch die Zukunft! Jetzt haben wir nur noch ein Grab!“ —

„O diese Erinnerungen tödten mich!“

— „Ihre Briefe,“ unterbrach ich ihn, „werden

als ein Denkmal Ihrer Bemühungen und Ihres Muthes leben bleiben. Fain's Manuscript von 1814 verschafft Ihnen ehrenvolle Stellen in der Geschichte unsrer Unfälle!“ —

— „Ach, diese Briefe sind nur bloße Abschriften von dem, was ich dem Kaiser in unsern mündlichen Unterhaltungen sagte. Was für merkwürdige Aufschlüsse hätte ich zu geben!“ —

Drittes Kapitel.

Die Flugschrift.

„Am Vorabend meiner Abreise von Chatillon,“ fuhr hier der Herzog von Vicenza nach einem langen Nachsinnen fort, „war ich in meine Behausung so eben zurückgekommen, ermüdet, erschöpft von jenen endlosen Conferenzen, bei denen das Uebelwollen, die Unaufrichtigkeit der großen Mächte mir zu offenbar geworden. Ich konnte nicht mehr bleiben; alles war verloren; ich mußte mündlich mit dem Kaiser darüber mich besprechen, und gab Befehle zur Abreise.

Zerstörten Sinns, unfähig jeder Arbeit, hatte ich mich auf das Sopha geworfen; mein Haupt ruhte auf meiner Hand; die traurigsten Gedanken durchfuhren meine Seele. Da zog ein Papiergeknitter meine Blicke dahin, woher das Geräusch kam, und ich bemerkte eine Druckschrift, die von

Außen unter die Thür hineingeschoben wurde. — Wer ist da? rief ich. — Ein sehr vernehmliches St! empfahl mir Schweigen. Eifrig ergriff ich das Papier und bemerkte, daß man sich sogleich entfernte. Der Mond schien glänzend und rein, und so sah ich vom Fenster aus einen jungen Mann, in einen Mantel gehüllt, den Hut über das Gesicht herabgedrückt, sehr schnell über den Hof schreiten. Ehe er durch die Thür in die Straße heraustrat, blieb er stehen, blickte nach den Jalousieen meines Cabinets hinauf, legte seinen Finger auf den Mund und verschwand. Ich ließ die Vorhänge niederfallen.

An dem hohen Wuchse des Unbekannten, an seinem blonden und gelocktem Haar hatte ich einen der Sekretäre der russischen Gesandtschaft erkannt. — Alexander lebt nicht mehr; ich werde ihn daher nicht nennen, um den vortrefflichen jungen Mann nicht bloszustellen.

Die Schrift, die mir so geheimnißvoll zugestellt worden, war eine politische Flugschrift, die in der vergangenen Nacht jedem Gesandten durch einen außerordentlichen Courier überbracht worden war. Sie hatte zum Titel: Ueber

die Nothwendigkeit der Absetzung Bonaparte's und der Wiedererhebung der Bourbons. Vom Oberstlieutenant vom Genie Brichambault. Nancy, den 1. März.

Diese Brochüre, die einen französischen Offizier zum Verfasser hatte, mußte auf die verbündeten Herrscher einen großen Eindruck hervorgebracht haben; denn sie hatte ihre Aufmerksamkeit auf Folgerungen hingelenkt, die zugleich äußerst scharfsinnig entwickelt waren. Mit wahrhaft teuflischem Macchiavellismus hatte man vor den Augen der Könige das Riesengespenst einer allgemeinen Republik wieder aufgerichtet, und zu beweisen gesucht, wie Napoleon unfehlbar zu derselben seine Zuflucht werde nehmen müssen, um von den Franzosen sich einen unter schimpflichen Bedingungen abgeschlossenen Frieden verzeihen zu lassen. Ich erfuhr später, daß dieser Schrift noch genaue und analysirende Schilderungen über die damalige Stärke der französischen Armee, über ihren moralischen Zustand, über ihre Entmuthigung u. d. g. hinzugefügt gewesen waren.

Und so hatte unter dem Schutz des feindlichen Lagers der Verfasser, ein französischer

Ingenieuroffizier, der vom Kaiser entlassen und nach Nancy verbannt worden war, die Schmach begangen, diese Rachefackel über sein eignes Vaterland hineinzuwerfen!

Der verrätherische Wink, der so dem Geiste der heiligen Alliance vorgeführt worden, konnte einen unermeßlichen Einfluß auf deren letzte Entschließungen haben und sie gewissermaßen in ihrem unversöhnlichen Hasse gegen Napoleon bestärken! Diese Mittheilung war von der höchsten Wichtigkeit; es drängte mich, den Kaiser selbst davon zu unterrichten. Meine Abreise von Chatillon war zwar schon beschlossen: aber jetzt beeilte ich sie noch mehr, reiste noch in derselben Nacht, den 20. März, ab, und gelangte nach endlosen Umwegen endlich am 23. in Saint Dizier an, wo damals das Hauptquartier war.

Im Augenblicke, als ich in des Kaisers Cabinet eintrat, diktirte er Befehle; drei Sekretäre schrieben zu gleicher Zeit.

„Ah!“ — rief er aus, seinen Feuerblick auf mich werfend. „Verlassen Sie uns, Ihr Herren. Was gibt's Neues Coulaincourt?“ —

Er war von dem Abbruch der Conferenzen

schon unterrichtet, aber er hatte mich sobald noch nicht erwartet. Ich kannte den Kaiser, man durfte nie die Wirkungen einer Mittheilung durch unnöthige Worte schwächen. Ich überreichte ihm daher schweigend die Flugschrift.

Aufmerksam beobachtete ich den Ausdruck seiner Gesichtszüge, während er sie las. Seine Züge verzogen sich krampfhaft; seine Lippen bewegten sich zitternd und auf eine Weise, die ihm ganz eigenthümlich war, wenn er heftig bewegt wurde. Er verschlang die Schrift bis auf die letzten Zeilen; kehrte dann zu mehrern Stellen, die er mit dem Fingernagel bezeichnete, wieder zurück, warf sie dann heftig auf den Schreibtisch, an dem er saß, sprang auf und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Endlich blieb er vor mir stehen; seine Augen flammten. „Aber das ist ja ein teuflisches Werk! — welcher höllische Gedanke, den Namen der Republik jetzt heraufzubeschwören! Dies kann von unberechenbaren Folgen seyn. Bei den Alliirten liegt in diesen Betrachtungen ein mächtiges Motiv, mit Frankreich weder Friede noch Waffenstillstand zu machen. — In der tiefen Wahrheit dieser Thatsache liegt

für alle Throne eine Tod- oder Lebensfrage. Der Verwegne da hat einen Hebel in Bewegung gesetzt, der mit aller Wucht auf das Land zurückfallen wird! — Die Republik — die Republik, als letztes Mittel, konnte freilich sich versuchen lassen!“ sagte er dann langsamer, „aber in den gegenwärtigen Umständen, ist diese Enthüllung ein Unglück . . . . ein Verbrechen!“

„Dieser Mann, Coulaincourt, dieser Mann ist ein Schurke — er müßte mit Zangen gezwickt werden — die Schrift wird Eindruck machen — welche Wirkung hat sie denn schon gehabt? Wie ist sie in Ihre Hände gekommen? Ja, wie sind Sie ihrer habhaft geworden?“ —

„Sire, sie kam mir von der einzigen Seite, wo für Ew. Majestät Theilnahme und Offenheit noch liegen;“ — und ich erzählte ihm die Erscheinung des russischen Gesandtschaftssekretärs. —

— „Bah!!! Sind Sie dessen gewiß? ganz gewiß, Coulaincourt?“ und, ohne meine Antwort abzuwarten: „Ich weiß es wohl, in dem da ist Edelmuth; es ist ein schöner Charakter; aber er hat mich nicht begriffen. Er hätte Alles opfern müssen, alles, um die Continentalsperre aufrecht

zu erhalten. — Ehe zehn Jahre vergingen, wären wir Herren von England gewesen, Herren ihrer indischen Colonien — der Kaiser Alexander, Coulaincourt, hat keine Zukunft in seinem Geiste!“

„Aber, Sire,“ sagte ich, fortgerissen von einem Gefühl von Billigkeit wegen dieser ungerechten Aeußerung; „der Kaiser Alexander begriff sehr wohl alle Folgen der loyalen Aufrechterhaltung der Continentalsperre. Dies System, das für den Augenblick Rußland zu Grunde richtete, war aber von ihm nur so lange zu ertragen, als Frankreich selbst durch pünktliche Beobachtung desselben dazu beitrug, dessen Dauer abzukürzen; statt dessen gaben wir, unsern Verbindlichkeiten zuwider, Freischeine aus.“ —

— „Ah! da fallen sie wieder in Ihre fixe Idee, — die Freischeine, die Freischeine — lassen wir das!“ Darauf blieb er vor einem Tische stehen, auf denen Karten von Frankreich ausgebreitet lagen: „Rücken Sie heran, Coulaincourt;“ und mit wenig Worten zeichnete er mir mit Hülfe von Stecknadeln einen bewunderswerthen Plan von der Lage beider Partheien, der besetzten Orte, der Stärke und den Bewegungen beider Heere vor.

„Ich habe die vergangene Nacht mit Dalbé gearbeitet. Hier habe ich," und dabei schlug er sich an die Stirne, „hier habe ich meine ganze Sache — ich berechnete neue Mittel — ich besitze noch unermeßliche Hülfsquellen — meine Truppen sind vortrefflich, vortrefflich! Oh! die Franzosen! wackres Volk! Nein, ich nehme keine demüthigenden Bedingungen an, nein, ich lasse mir nicht den Fuß auf die Brust setzen. — Dahin ist es mit uns noch nicht gekommen, das könnte man höchstens thun, um die Krone meinem Sohne zu erhalten, wenn mich eine Kanonenkugel getödtet. — Noch einmal! welche Wirkung hat die schändliche Flugschrift dort in Chatillon hervorgebracht?"

— „Die Wirkung begreife ich jetzt erst aus den neuen Verwickelungen, welche von unsrer Seite den Bruch der Conferenzen herbeiführten."

— „Wahrhaftig?" und er begann von Neuem sein Umherschreiten. — „Setzen Sie sich, Coulaincourt, ich wäre nicht im Stande, auf dem Stuhle zu bleiben, — also Sie gedenken mir noch härtere Bedingungen vorzulegen! Und jetzt will ich," sagte er, indem er sich, so lang er war, aufrichtete, „und jetzt will ich in dieser Stunde

nicht mit Leuten unterhandeln, die schon meine Gefangne sind, ja, Coulaincourt, hören Sie, meine Gefangne!“

Durchaus von der Schwierigkeit unsrer Lage überzeugt, in Verzweiflung über die unglaubliche Verblendung des Kaisers, zeichnete ich ihm noch einmal mit Feuerworten den beklagenswerthen Zustand Frankreichs, die Erschöpfung des von allen Seiten vom Feind überzognen und ausgesogenen Landes; die moralische Stellung aller politischen Körper im Staat, die nur zu offenbare Entmuthigung der Generale.

— „Was? haben Sie etwa Ihre Freunde darum verlassen, um hier mir meine Armee zu verläumden?“ — Und er stand vor mir, mit gekreuzten Armen, den Kopf erhoben, und mit schrecklichem Blick! —

Entrüstet stand ich auf, stürzte auf meinen Hut, ging dann wieder auf ihn zu; dann aber, all meine Fassung zu Hülfe rufend, schritt ich entschieden schnell nach der Thür.

Er hielt mich bei meinen Rockschößen zurück.

— „Wohin? — wir sind beide toll! — es ist vier Uhr — ich bin erschöpft — Sie sind es

auch, armer Coulaincourt" — und damit reichte er mir die Hand mit einer Miene unbeschreiblicher Schlaftrunkenheit — „ich will zwei Stunden schlafen, gehen Sie auch zur Ruh, und kommen Sie dann wieder mit mir frühstücken." —

„Das ist unmöglich, Sire; ich bitte Ew. Majestät, mir einen Abschied zu bewilligen, der —

— „Nein, Coulaincourt, nein — Sie können Sie dürfen mich jetzt nicht verlassen; ich bedarf Ihrer, mein Freund." — Darauf stützte er rasch seine Hand auf meinen Arm, und setzte hinzu: „man muß einen Kopf von Eisen haben, da er in einem solchen Kampfe noch nicht zerbrochen ist, — einer gegen Zehn, — ist das der Augenblick, mich zu verlassen, Coulaincourt!" —

Am andern Morgen hatte der Kaiser seine anscheinende Geistesruhe wieder angenommen, und ich eröffnete wieder directe Unterhandlungen, die er selbst diktirte, mit dem Fürsten von Metternich. Denn bis auf den letzten Augenblick machte sich der Kaiser nach dieser Seite zu Illusionen! —

Viertes Kapitel.

Napoleon auf den Schlachtfeldern.

Ich hatte bemerkt, daß der Herzog von Vicenza, wenn er vom Kaiser sprach, niemals jene Respects-Formeln, deren er sich bedient hätte, wenn er sich noch an ihn selbst gewendet haben würde, aus den Augen ließ. Es war ein sehr schöner Zug in dieser traditionellen Ehrfurcht; es war eine Huldigung, einem großen Unglück dargebracht.

Ich sagte ihm darüber meine Gedanken und wie sehr mich diese zarte Huldigung rührte.

„Meine Erinnerungen," versetzte er, „sind ein Tempel, in dem ich in seiner ganzen Lebendigkeit die enthusiastische Verehrung, die seinen Tod überlebt, für ihn aufbewahre. Ich spreche selten vom Kaiser und niemals mit denen, die mich nicht begreifen."

So leidenschaftlich jedoch die Bewunderung des Herzogs von Vicenza für Napoleon war, so war sie doch keineswegs blind. Er selbst war ein Mann

von sehr überlegenem Geiste, und so war sein Enthusiasmus ein überlegter und nur ein Ergebniß der unbestreitbaren Größe dieses wunderbaren Wesens: „Ich kannte," sagte er mir oft, „ich kannte fast alle gekrönten Häupter jener Epoche, ich kannte alle hervorragenden Zeitgenossen; ich lebte mit einigen dieser großen heroischen Gestalten in vertraulichen und innigen Beziehungen, ganz abgesehen von meinen diplomatischen Verhältnissen; ich war im Stande, nach Vergleichen zu urtheilen. Keine Vergleichung aber war möglich zwischen diesem Manne und anderen; die, welche das nicht erkennen, haben ihn nie begriffen.

Duroc, das einfache und edle Herz, sagte mir oft mit jener Gutmüthigkeit, die wir Alle an ihm kannten: „Der Kaiser, mein Lieber, ist eine jener Organisationen, die alle Spezialitäten in sich begreifen und in einem Grade, daß eine einzige schon einen anderen Mann aus der großen Masse hervorheben würde. So ist er der größte Feldherr der Welt, ein Herrscher, dessen Minister nur Commis sind, der gewandte Verwaltungskenner, der alle Theile seines Staates, alle Zweige der Regierung leitet; dieser Koloß von riesenhaften

Verhältnissen steigt mit bewunderswerther Leichtigkeit zu den kleinsten Details des Privatlebens herab. Er konnte die Rechnungen seines Hausstandes regeln, wie er die Finanzen des Reichs ordnete.“ — Und Duroc sagte die Wahrheit.

„Man bediente sich seither in Bezug auf die ergebenen Freunde des Kaisers einer höchst falschen und einfältigen Beziehung. Er hatte keine Söiden, er hatte nur aus Ueberzeugung fanatische Bewunderer.

Ich kann meine Gedanken der Vergangenheit nicht zuwenden, ohne daß stets die Strahlen dieses Meteors meine Seele erhellten! —

Am Tage der Schlacht von Jena ließ der Kaiser mich gegen drei Uhr Morgens rufen. Er selbst hatte sich nicht niedergelegt. Ich fand ihn aufgereizt und ungeduldig; Befehle, die schon überall Abends zuvor gegeben worden, waren noch nicht vollführt. Nichts war noch eigentlich verspätet, aber der Gedanke, daß dieß möglicher Weise geschehen könnte, beunruhigte ihn. Jeden Augenblick traten nacheinander Offiziere des Generalstabs ein und statteten Bericht über die Aufträge ab, die sie Nachts über erhalten, dabei mußten

sie sich so lakonisch als möglich ausdrücken; denn der Kaiser ertrug weder Weitschweifigkeiten noch zauderndes Anstoßen. Der Fürst von Neufchatel hätte ihm sehr füglich die Beschwerde des Anhörens dieser Berichte ersparen können; aber er verließ sich niemals auf Jemand in Allem, was den von ihm selbst entworfenen Plan betraf. Seine Bewegungen standen in einer solchen Unterordnung zu einander, daß er allein den Faden derselben ganz zu übersehen vermochte. Das Geschick der Schlacht hing von der Einsicht und genauen Pünktlichkeit Aller ab. Darum war auch der Kaiser fürchterlich, wenn das geringste Versehen in der Ausführung seiner Befehle deren Berechnuug durchkreuzt hatte.

„Sire," sagte ich ihm, „der Tag wird anstrengend seyn; es ist vier Uhr, Ew. Majestät haben noch keine Ruhe genossen."

„Das wäre mir unmöglich, Coulaincourt, ich habe meinen Plan hier," fuhr er fort und legte langsam seine Hand an die Stirn, „aber nichts, nichts steht noch auf meinen Karten — Rustan, ruf mir Dalbé her — Dalbé soll augenblicklich kommen."

Das Terrain, das zur Schlacht vom Kaiser auserſehen, war Tags zuvor aufgenommen worden. Ueber dem Tiſch, auf dem die Karte ausgebreitet lag, hingebeugt, zeichnete Napoleon ſeinen Plan und ſetzte ihn auf das Schnellſte, auf das Beſtimmteſte auseinander.

„— Nun, jetzt geht es gut. — Haben Sie es begriffen, Coulaincourt? Sie haben alſo ſo meine Dispoſitionen im Kopf? Jetzt ſteigen Sie zu Pferd, beſuchen Sie das Terrain, ſuchen Sie den Ort aus, von dem aus ich am Beſten das Schlachtfeld beherrſchen kann. — „Um ſechs Uhr ſteig ich ſelbſt zu Pferde.“

Darauf warf er ſich auf ſein Feldbett und einige Minuten darauf war er feſt eingeſchlafen.

Um zwei Uhr Nachmittags hatte die Schlacht, die um neun Uhr Morgens begonnen, noch nichts von ihrer Erbitterung verloren. Der Sieg wurde ſo ſehr ſtreitig gemacht, daß Niemand von uns den Ausgang des Tages vorherſehen konnte. Der Kaiſer hielt mit ſeinem Generalſtabe auf einer Anhöhe und verfolgte die Bewegungen beider Armeen; plötzlich verließ er ſeinen Platz, ſetzte ſein Pferd in Galopp und ſprengte nach der rechten

Seite des Schlachtfeldes auf eine durchaus blosgestellte Anhöhe hinauf. Der Boden war hier von den feindlichen Kugeln aufgewühlt; ein Grenadierbataillon war daselbst in Tirailleurs aufgestellt gewesen.

„— Dalbé, meine Karten!“ rief der Kaiser und sprang vom Pferde.

Als die Karten ausgebreitet waren, studirte er sie, machte mehrere Schwenkungen mit der Hand, zog sein Fernglas und hielt es lange auf die Schreckensscene, die sich unter unsern Füßen und um uns her entfaltete, hingerichtet. Von allen Seiten spie das Geschütz ein entsetzliches Feuer. Ueberall schlug man sich. Ruhig und unerschrocken dastehend, fuhr der Kaiser in der Prüfung seiner Karten und deren Vergleichen mit dem Schlachtfelde fort. Endlich gab er sein Fernglas zurück: „Meine Herren, die Schlacht ist gewonnen; in acht Tagen schlafen wir zu Berlin!“ —

Diese Worte waren von wahrhaft magischer Wirkung! Wahrlich, sie waren der Art, die kälteste Einbildungskraft zu elektrisiren. Niemand von uns hatte sich eine Meinung von dem Gewinn

oder dem Verlust einer Schlacht bilden können, die in der That erst vier Stunden nachher entschieden gewonnen war. Der Sieg wurde um den Preis heldenmüthiger Anstrengungen erkauft.“

„Ich wünschte,“ fuhr der Herzog von Vicenza fort, über dessen bleiches Gesicht ein Glückswiderschein hinfuhr, „ich wünschte, ich könnte Ihnen alle Einzelnheiten dieses einfachen Vorganges, der diesem außerordentlichen Geiste einen so glänzenden Stempel aufdrückt, hier zeichnen. In dem Augenblicke, wo der Kaiser sagte: die Schlacht ist gewonnen; in acht Tagen schlafen wir zu Berlin, umgaben uns die Soldaten, die nach und nach zu uns hervorgetreten waren, so nah, daß der Kaiser im eigentlichen Sinne des Wortes keinen Raum hatte, um wieder zu Pferde zu steigen.

„Zurück, zurück doch!“ riefen die Offiziere des Generalstabs.

„— So laßt sie; so laßt sie doch!“ rierf de Kaiser; „sie kommen mit mir nach Berlin; — ja, sie kommen mit mir; — ich gehe durchaus nicht ohne sie!“

Donnerrufe, begeisterte Hurrahrufe brachen mit gewaltigem Getöse aus. „Wir gehen mit dem

Kaiser nach Berlin! Vorwärts, vorwärts! es lebe der Kaiser!“ Da war unter diesen Männern Keiner, der nicht zehn Feinde für den Kaiser zu durchsäbeln hätte haben wollen.

Was aber niemals jemand beschreiben wird, ist die Anmuth, die Coquetterie, die er den Soldaten gegenüber annahm, wenn er sie anredete. Wenn er gefallen wollte, wußte er dem Tone seiner Stimme einen unwiderstehlichen Zauber zu geben, und er wollte immer gefallen, wenn er zu seinen alten Schnurrbärten sprach.

Ich erinnere mich des Abends der Schlacht bei Bautzen, als der Kaiser bei einem Feldwundlager vorüberritt. Es war ein schrecklicher Anblick in dem Haufen abgenommener Arme und Beine, der unsere Blicke traf. Ein Cuirassier von der alten Garde lag an der Erde und wehrte sich gegen zwei Hülfswundärzte, die sich seiner zu bemächtigen strebten, während Larrey sich anschickte, den Verwundeten, dem der Schenkel von einem Granatenstücke zerschmettert worden, zu amputiren.

„Willst du herhalten, Feigling?“ schrie Larrey ihm aus vollem Halse zu.

Aber der arme Teufel fuhr in seinem Wider-

stande fort, und dicke Thränen rollten ihm über die vom Pulverrauch geschwärzten Wangen.

—„Was gibt's hier?“ fragte der Kaiser, indem er sein Pferd auf den Cuirassier zutrieb. „Was, ein alter Schnauzbart wie du fürchtet einen Schnitt?“

„O, das ist's nicht, mein Kaiser; aber man stirbt wie eine Fliege von so einem Schnitte — und Katharina und ihre kleinen Würmer. — Sie wissen, die Marketenderin vom zweiten Cuirassier-Regiment?“

„— Nun?“ fragte der Kaiser.

„Nun! die Katharina ist meine Frau; und meine vier Kinder — und wenn ich nun sterbe —“ dabei hielt er die Thränen an, die seine Stimme erstickten.

„— Nun! Wenn du stirbst, bin ich dann da nicht noch da? ich?“

„Ach! S'ist wahr! unser Kaiser! Bin ich doch dumm! Nun so schneiden Sie, schneiden Sie, Major! Es lebe der Kaiser!“

„— Wohlan, Larrey! Schneiden Sie mir den wackern Burschen da, wie sichs geziemt, und in einem Monate schicken Sie ihn zu den Invaliden nach Paris.“

„Es lebe der Kaiser!“ schrie die ganze Ambulans, die von Verwundeten und Sterbenden wimmelte.

Man hat oft gesagt, Napoleon sey durchaus gefühllos gewesen. Wohl ist in dieser Behauptung etwas Wahres; aber wahrhaftig er hatte keine Zeit, sich zu erweichen. Er ging gerade auf sein Ziel los, ohne sich um die Dornen am Wege zu kümmern. In jenen Schlachten, wo er so viele und so nützliche Offiziere verlor, kam er, wenn auch ein Bedauern sein Herz durchzuckt haben sollte, dennoch zu Niemanden, um durch den Ausdruck desselben grausame Schmerzen zu lindern!“

Hier brach der Herzog ab und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

— Ach, sagte ich, in der Schlacht an der Moskwa, wo Ihr so sehr geliebter Bruder, August von Coulaincourt, getödtet wurde! — „Mit Ihnen kann ich ja ganz laut denken; wir reden dieselbe Sprache. Lassen Sie mich Ihnen darum sagen, daß mich jene Worte, die ja geschichtlich geworden sind, heftig entrüsteten. „Coulaincourt, Sie begreifen.... Die Schicksale des Kriegs....“ Wahrlich in dieser Phrase lag viel Trockenheit des Herzens. Wenn er nicht ein wenig Mitgefühl

für das schreckliche Unglück eines Freundes in sich antraf, so hätte er doch lieber schweigen, hätte er lieber sein Stillschweigen zu Gunsten einer schönen Empfindung auslegen lassen sollen! Mein Gott! Es ist so traurig, dem, den wir so hoch stellen, einen so schweren Vorwurf machen zu müssen!“ —

Die Blicke des Herzogs blieben auf mir haften, und verriethen einen jener Augenblicke trauriger Erinnerung, über welche die Zeit machtlos dahin geschritten. In meinem vorlauten Enthusiasmus hatte ich einem Gedanken Sprache gegeben, den dieser Mann in sich zurückgedrängt, dem er vielleicht schon manchmal sich zu entziehen gestrebt. — Das Grab bedeckte Alles — und in diesem edlen Herzen lebte nur eine ewige und reine Trauer.

Ich war unzufrieden mit mir; ich fühlte, daß ich eine Saite angeschlagen, die schmerzlich wiederklang. Ich reichte ihm die Hand zum Zeichen des Bedauerns.

Er faßte sie und drückte sie lebhaft. „O, wie Sie mich verstehen!“ sagte er lächelnd mit einem jener Lächeln, die da weinen machen.

— Ja, ich verstehe Sie so ganz, daß ich nicht

wieder vergessen will, wie wir darüber einig geworden, daß er nicht wie ein gewöhnlicher Mensch zu beurtheilen sey.

„Und in der That, die Redoute, wo der General August von Coulaincourt einen so ruhmvollen Tod fand, ward von dem Blute Tausender von Tapferen geröthet, von dem Blute dreier Generale; aber, als die Redoute genommen, war die Schlacht auch gewonnen! —“

Ich schreibe keinen Roman; ich beschreibe eine historische Unterhaltung; die höchste Genauigkeit ist daher mir Pflicht. Der Name der Schlacht entfiel mir, wo der General Moreau seinen alten Ruhm und sein Leben verlor. Niemals erhielt ein Vergehen eine schnellere, eine auffälligere Züchtigung. Es war, als wenn der Zorn des Himmels seinen Blitz auf den Abtrünnigen geschmettert.

Im Augenblicke, als der Kaiser dies Ereigniß erfuhr, wandte er sich lebhaft an den Herzog von Vicenza, neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte: „Mein Stern, Coulaincourt, mein Stern!“ O! dieser Tod wird eine der wichtigsten Seiten meiner Geschichte seyn! —

Mehrere Male kam er noch denselben Abend

auf diesen Gegenstand wieder zurück. Nach seinen fatalistischen Begriffen galt ihm dieser Tod für ein Lächeln des Geschicks, für eine Wiederkehr jenes wunderbaren Glücks, das ihn gleichsam an die Hand genommen, ihn, Napoleon, den einfachen Sous-Lieutenant, um ihn durch gewaltigen Ruhm hindurch so hoch zu tragen, wo er unter den Menschen seines Gleichen nicht mehr hatte; wo er Könige unter seinen Vasallen zählte, wo er in Tilsit Lehnshof halten und Jedem den Theil, den er von seiner Freigebigkeit empfangen sollte, zumessen konnte!

Allerdings war jene französische*) Kugel, welche Moreau in dem Augenblicke, wo er im feindlichen Lager erschien, wegriß, einer von jenen fabelhaften Zufällen, die sich nicht erklären lassen. Napoleon zog aus diesem Vorfalle Folgerungen, die seiner Ueberzeugung von dem Daseyn seiner Vorherbestimmung schmeichelten. Das einzige Wort: „mein Stern, Coulaincourt, mein Stern!“ das er dem Freunde zurief, verrieth diesen seinen Gedanken. „Ich selbst,“ sagte mir der Herzog,

*) Es war eine sächsische.

„theilte dieselben Empfindungen des Kaisers in Bezug auf diesen außerordentlichen Todesfall; die Armee ward davon heftig ergriffen. Die Einsicht der Massen erfaßt vortrefflich solche unheimliche moralische Lehren. An dem Namen des Generals Moreau knüpft sich ein bedeutungsvoller Fingerzeig.“

Fünftes Kapitel.

Coulaincourt am Russischen Hofe.

Wir hatten mit dem Herzog von Vicenza einen Ausflug nach Remiremout verabredet, einer kleinen niedlichen Stadt, vier Stunden von Plombières gelegen. Der Morgen war anmuthig, und wir fuhren um sieben Uhr in der Frühe schon in einer offenen Calesche ab. Wir besuchten die Ruinen der berühmten Abtei von Remiremont, die ein adliges Kapitel besaß, die Gebäude liegen in Trümmern, nur die Kirche steht noch gut erhalten. In dem Kloster zeigte man uns den Ueberbleibsel eines Grabmals aus dem Mittelalter. Eine alte Legende berichtet, daß die schöne Isaura von Coulanges, mit dem Beinamen Gestirn der Nacht, unter diesem Denkmale begraben liegt.

Zeitig kamen wir nach Plombières wieder zurück; der Ausflug hatte uns sehr ermüdet und

nur sehr wenig Unterhaltung gewährt. Wir gaben uns daher das Wort, unser grünes reizendes Gehölz nicht mehr zu verlassen, und unsre Plaudereien nahmen unsre Theilnahme mehr in Anspruch als alle Vergnügungen der Welt.

Der Herzog, seit zwei Tagen äußerst krank, konnte sein Zimmer nicht verlassen; der Ausflug hatte ihn zu sehr angegriffen. Wir gingen daher zu ihm. Die Veränderung in seinen Zügen war Schrecken erregend. Außer von seinen physischen Leiden ward dieser Mann von seinen Erinnerungen aufgerieben; sie durchbrannten wie eine rollende Lava sein Blut. Er fühlte, wie das Leben ihm entfloh, wie die Zeit ihm nur noch kurz zugemessen war. Er wollte, daß irgend etwas von ihm ihn überlebe. Die Denkwürdigkeiten, die er niederschrieb, waren ein würdiges Erbtheil für seine Söhne; es war ihr Antheil an der Ehrenbeute, die ihr Vater sich gesammelt; sie waren eine letzte, den Manen des Helden dargebrachte Huldigung. Die Geschichte Napoleons, von einem Freunde geschrieben, war ein frommes Vermächtniß, ein Nationalruhm, mit denen er Frankreich zu beschenken gedachte. Der arme Kranke wollte diese

Schätze nicht mit in sein Grab nehmen, und so schnitt das Arbeiten seinen gezählten Tagen viele ab — doch das kümmerte ihn wenig! Er fühlte, wie der Boden unter seinen Schritten wich. —

Wir Frauen besitzen jene Anschauungseinsicht, in welcher diese Leiden und Qualen ohne Namen sich wiederspiegeln, jene Leiden, die sich nicht aussprechen und an denen man stirbt, ohne sie in Worte fassen zu können. Ich versuchte einige sanfte Tinten auf die dunklen Schatten dieser verheerten Phantasie zu werfen, und lenkte daher die Unterhaltung auf seine Gesandtschaftsepoche in Rußland; auf jene vier schönen und poetischen Jahre, die er von dem Gesammt eines so reichen und thätigen Daseyns sich erbeutet. Die Erinnerung an diese guten Tage heraufrufend, verscheuche ich auf Augenblicke die Bilder der Tage voller Leiden. Wer von uns hat denn nicht auch erfahren, daß, wenn man leidet, den Platz wechseln, fast so viel ist, als Wohlseyn genießen? —

Schon meine ersten Fragen führten ein Lächeln auf die Lippen des Herzogs von Vicenza.

„Die Zeit, die ich in Rußland zubrachte,“ sagte er uns, „ist fast die einzige Epoche, an die

ich denken kann; ohne befürchten zu müssen, auf irgend einen Kummer zu stoßen.

Als ich im Jahr 1807 zum Gesandten für Rußland ernannt wurde, stand der Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seines politischen Glückes. Frankreich hatte keine andern Gränzen als die, welche sein Herrscher ihm geben wollte. Der französische Name war ein Talisman, der Häupter beugte und Willen brach. O! damals war es ruhmvoll, war es ehrenvoll, Frankreich in der Fremde zu vertreten!

Der Kaiser besaß immer das Gefühl von dem, was edel und groß ist. Sparsam in seinen eignen Ausgaben, Feind von Verschleuderungen und von Unterschlagungen, war er verschwenderisch in Allem, was auf die Würde der Krone irgend Bezug hatte. Niemals begriff ein Mann besser als er die Bedingungen seiner Stellung. Der Kaiser wollte, daß der Gesandte des schönsten Reiches der Welt auf königliche Weise den Rang der Nation, die er zu vertreten die Ehre hatte, darstellte. „Ich gebe Ihnen völlige Vollmacht in Bezug auf die Ausgaben der Gesandtschaft;“ sagte mir der Kaiser: „wir dürfen nicht aussehen

wie reich gewordne Bürger. Der französische Hof darf sich nicht kleinlich und knauserig zeigen. Unser Bruder von Rußland liebt Luxus und Feste. Sein Sie prachtvoll, Coulaincourt, geben Sie ihnen etwas für ihr Geld!“ —

„Und er lachte wie ein Schulknabe über diese beißende Anspielung. Napoleon war selten fröhlich, aber wenn er es einmal war, so ergab er sich seiner Heiterkeit mit einer gutmüthigen Hingebung, die alle übrigen damit ansteckte.“

— „Wenn ich es wagen dürfte, Sire, mich eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, der aber hier sehr passend ist für Ihr heitre Bosheit, so würde ich sagen . . .

— „Daß Sie dort schon im Voraus die Geigen bezahlten,“ unterbrach er mich, und das Lachen begann von Neuem. Dann fuhr er mit jener italienischen Beweglichkeit fort: „Jetzt Coulaincourt, machen wir ganz ernsthaft die Cabinets-Diplomatie ab; Sie selbst, Herr Herzog, werden sehr gut als großer Herr die der Salons betreiben. Schenken Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit, Coulaincourt; durchdringen Sie sich ganz mit meinen Instruktionen; dringen Sie ganz in meine

politischen Absichten, in mein System ein. Wenn Sie mich nicht ganz vollkommen verstünden, so würden Sie mir schlecht dienen. Der Buchstabe tödtet den Geist; in diplomatischen Geschäften führen Takt und gutes Spiel besser zum Ziele als Verschlagenheit; die Kniffe der alten Diplomaten sind längst verbraucht. Alle ihre Feinheiten sind bekannt, und zumal, wenn man laut und vernehmlich sprechen kann," fuhr er fort, indem er sich stolz aufrichtete, „wozu da listig seyn wollen? nichts verräth so sehr Schwäche als Falschheit!"

Er setzte mir da seine Politik in Bezug auf Rußland auseinander; er legte mir die Folgen derselben mit einer merkwürdigen Klarheit, mit bewunderswerthem Hochblick dar. Der von ihm entworfene Plan war großartig und mußte zu unberechenbaren Resultaten führen. Die Mittheilung dauerte sehr lange: er hatte meine Aufmerksamkeit in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß seine Instruktionen sich in meiner Seele mit allen ihren Verzweigungen zusammenordneten. Mein Auftrag war schön und ruhmvoll, und ich fühlte mich stark genug, um ihn würdig auszuführen. Gab er mir in diesen Unterhaltungen

sein letztes Wort? Ich weiß es nicht. Aber gewiß ist, daß im ganzen Verlauf meiner Gesandtschaft ich ihm leider vergebens die Instruktionen, die er mir am Tage vor meiner Abreise von Paris gegeben hatte, ins Gedächtniß zurückrief. Doch lassen wir das! . . . .“

„Sie wünschen, nicht wahr,“ fuhr später der Herzog fort, „daß ich Sie an jenen glänzenden russischen Hof führe, wo ich alle Traditionen aus dem Jahrhunderte der Jugendzeit Ludwig XIV. wieder vorfand; daß ich Sie nach St. Petersburg bringe, wo man damals für diese Tradition begeistert schwärmte; und ich muß es sagen, kein Hof war damals so bezaubernd, als der russische, alles war Glanz, alles blendend und strahlend um diesen Thron her; alles war da heiter, jung, entzückend. —

An den Receptionstagen entzückte in den Salons des Pallastes das Auge alles, was die Einbildungskraft sich nur erschaffen konnte; man sah da die Wunder der Tausend und einen Nacht. Der Luxus war durchaus asiatisch; die Frauen von reizender Schönheit, voll Anmuth, Eleganz, funkelnd von Diamanten, geistreich, unterrichtet,

leichtfertig, ewig lachend, tanzbegierig, Musik, Feste und Vergnügungen liebend; die jungen Männer waren in ihrer Kleidung, in ihrem Wesen, in ihrer Sprechweise von einer Eleganz, dabei von einer Verschwendungssucht, von einem Aufwande, daß alle unsre französischen Meister, unsere Richelieu's, unsere Narbonne's und andre berühmte Leute sich vor ihnen hätten verbergen müssen! —

Jeder Tag führte neue Vergnügungspartheieen herbei, neue Feste. Ich hatte sehr viel zu thun, ich schwöre es Ihnen, um in meinem Hausstande den Zaubereien und Feereien des russischen Luxus in Nichts nachzugeben. Bälle, Concerte, dramatische Darstellungen, Soupers füllten die Abende aus. Tags über waren Schlittenfahrten durchaus Gesetz. Unter tausend Beispielen will ich Ihnen nur eines erzählen, um Ihnen von der fürchterlichen Geldverschwendung, die in Rußland Sitte ist, einen Begriff zu geben. —

Bei einem Souper, das auf einen Ball der Gesandschaft folgte, kostete ein Teller mit fünf Birnen hundert und fünf und zwanzig Louisd'or; ein andermal gab es Kirschen, von denen das Stück vier Franken kostete, und deren wurden in

eben der Fülle aufgetragen, als hätte das Pfund nur zwanzig Sous gekostet. Glauben Sie nicht etwa, daß dieß eine Ausnahme war, die hätte bemerkt werden und Erstaunen erregen sollen; lächerlich hätten wir uns gemacht, hätte man dieß nicht bei uns gefunden. Alle Tafeln der großen russischen Herren werden mit diesem Aufwande bedient. Oft beklagte ich in Gemeinschaft mit Rayneval, meinem ersten Gesandtschaftssekretair, einem vortrefflichen jungen Manne, voller Hoffnungen und Mittel, den Zwang, das Geld auf so thörichte Weise zu den Fenstern hinauszuwerfen!

Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, dem Kaiser hierüber ein Wort zu schreiben. In meiner vertraulichen Correspondenz theilte ich ihm oft solche Einzelnheiten mit. Er hatte mir empfohlen, ihm die Klatschereien nicht vorzuenthalten; sie ergötzten ihn höchlich. In Bezug auf die Birnen zu 25 Louisdor das Stück antwortete er mir: „Als ich Souslieutnant war, wäre ich gern zufrieden gewesen, wenn ich für ein ganzes Jahr die Einkünfte von einem einzigen Teller Eurer russischen Birnen gehabt hätte. Die Leute da sind entweder toll oder viehdumm!" —

— „Ich bin fest überzeugt,“ setzte der Herzog lachend hinzu, „daß innerlich der Kaiser über diese wahnsinnige Verschwendung höchst entrüstet war. Wiewohl die Geigen in Voraus bezahlt waren, so verdaute er diese Birnen und diese Kirschen durchaus nicht leicht.“

Wir brachen alle drei in lautes Lachen aus.

— „In der That,“ erwiederte ich, „es war darnach, um bei einem so enthaltsamen und in seinem Haushalt so geordneten Manne, wie der Kaiser, Mitleid, ja sogar Entrüstung zu erregen!“

— „Doch welche Contraste, welche merkwürdigen Beobachtungen bot mir mein Aufenthalt in Petersburg dar! Man muß sich dabei eine richtige Vorstellung von der Allgewalt, von der Vergötterung, die dem Autokraten aller Reußen zu Theil wird, machen können, um das Erstaunen zu begreifen, in der wir Franzosen darüber verfielen, wenn wir von der außerordentlichen Vertraulichkeit die der Kaiser Alexander von subalternen Leuten, die er nach Belieben sich wählte, gefallen ließ, Zeuge waren, denn dieselbe übersteigt allen Glauben.

So gab es in Petersburg ein französisches

Theater. Die Damen Georges und Bourgoin, so wie Duport von der Oper machten daselbst Furore. Der Schauspieler Frogère, Zögling von Dugazon, war ein gut erzogner Bursch, listig und geistreich; zumal besaß er jenen augenblicklichen Witz, der in allen Ländern hoch angeschlagen wird. Frogère ergötzte den Kaiser, der ihn höchst freundschaftlich behandelte; und jener benutzte weidlich diese Gunst. Der Schauspieler Frogère hatte überall Zutritt, und es gab weder im Pallaste noch bei uns allen ein Fest, zu welchem er nicht eingeladen wurde. Er war eben in St. Petersburg in der Mode.

Eines Abends im Cercle der Kaiserin tritt Frogère zum Kaiser heran, zieht aus seiner Tasche eine ungeheure, mit Dukaten gefüllte Tabacksdose, reichte sie dem Kaiser und fragte: „Sire, nehmen Sie davon?“

„Was soll das bedeuten?“ fragte Alexander lachend.

— „Ach! Sire, wenn Sie davon nähmen, so würde mir das großes Vergnügen machen. Herr Demidoff, der mir heut Morgen diese Dose geschickt, hat mir sagen lassen, daß er öfter die Dose

mit solchem Taback füllen würde, wenn er die Maltesercomthurei erhalten, die Ew. Majestät ihm zu verleihen versprochen haben.“

„Nun gut, mein armer Forgère, so ermächtige ich Sie, oft von Demidoffs Taback zu schnupfen.“

Und Demidoff hatte am andern Tage das Comthurkreuz auf seiner Brust.

Eines Tages sprach der Kaiser mit Frogère über dramatische Kunst und über die Annehmlichkeiten des artistischen Nomadenlebens. „Sie haben, Sire, Niemanden etwas zu beneiden; wäre ich nicht der Schauspieler Frogère, so möchte ich wohl Kaiser von Rußland seyn!“

Am Tage, als Frogère die Ehre hatte, dem Großfürsten Constantin vorgestellt zu werden, es war des Morgens zu der Stunde, in der der Großfürst beim Ankleiden seine Vertrauten empfing, zieht derselbe eine hirschlederne Hose an, wie man sie damals trug; er findet, daß sie schlecht sitze, zieht sie wieder aus und verlangt eine andere. — — Constantin war sehr häßlich, aber sehr gut gewachsen und äußerst eitel. — Der Großfürst, mit seiner Toilette beschäftigt, hatte an Forgère noch kein Wort gerichtet.

— „Kaiserliche Hoheit! Sie täuschen mich nicht . . . .“

Der Großfürst wendet sich rasch um, geht mit finstrer, stolzer Miene auf ihn zu und fragt: „Was heißt das? Was wollen Sie damit sagen, Herr?“

„Nein, kaiserliche Hoheit! Sie täuschen mich nicht . . . . Sie wollen mir zeigen, daß Sie gut gewachsen sind, und auch, daß Sie zwei Hosen zu Ihrem Gebrauche haben.“ —

Man lachte wie toll, und von diesem Augenblick an ward Frogère in die vertraute Umgebung des Fürsten aufgenommen.

„In Frankreich,“ fuhr der Herzog von Vicenza fort, „haben wir keinen Geschmack für solche Ungebührlichkeiten, der Kaiser Napoleon hätte den witzigen Frogère zum Fenster hinaus werfen lassen.“

Ich war sehr neugierig, etwas über eine russische Dame zu erfahren, die mir äußerst reizend geschildert worden. „Herr Herzog,“ sagte ich, „bitte, sprechen Sie mir von jener reizenden Gräfin Narischkin, die Alexander so sehr geliebt hat und die dabei so entsetzlich coquett gewesen

seyn soll. Ich theile den Geschmack von Napoleon und liebe Klatschereien ganz erstaunlich.“

— „O,“ erwiederte lachend der Herzog, „das Liebesverhältniß Alexanders mit der reizenden Marie Antone Narischkin ist ein förmlicher Roman.“

„Madame Narischkin, Frau des Großjägermeisters, und durch ihre Mutter mit der kaiserlichen Familie verwandt, war eine verführerische Sylphide. Wenn ich das Talent der Beschreibung hätte, so würde ich ein Portrait von ihr entwerfen, das alle französischen Köpfe verdrehen würde, und dennoch würde ich noch hinter dem Original zurück bleiben. Man beschreibt nicht die Anmuth, die Beweglichkeit, den Ausdruck eines wahrhaft himmlischen Gesichts, und Alles das machte Madame Narischkin zur unwiderstehlichsten Frau in der ganzen Welt. Dabei war sie hübsch, sehr hübsch, sehr geistreich, neckisch, launisch; sie verstand viel Musik, sang bewundernswerth, und war coquett, aber coquett, um alle Herzen in Brand zu stecken! —

Als ich ihr eines Tages in dieser Weise ihr Portrait zeichnete, lachte sie laut auf und meynte, sie sey eben nicht geschmeichelt.

Ich versichere Sie auf mein Ehrenwort, wenn ich das Glück oder Unglück gehabt hätte, der Liebhaber dieser entzückenden Frau zu werden, sie hätte mich ganz im Ernste toll gemacht.

Einige Monate nach meiner Ankunft in St. Petersburg war ich der Freund des Kaisers Alexander geworden; es war der edelste, liebenswürdigste Charakter; wir waren von demselben Alter; ich liebte ihn wie einen Bruder und er war mit mir so verbunden, wie er es mit keinem von seinen Brüdern hätte seyn können. — Die Herrscher haben gewöhnlich nur Unterthanen. — Man hat dieser Thatsache oft auf sentimentale Weise widersprechen wollen, aber es ist in der Wirklichkeit so!

Wie oft, wenn ich nach Beendigung des Hofcirkels zu Haus gekehrt und manchmal mich schon niedergelegt hatte, sah ich noch den Kaiser Alexander in mein Zimmer treten. Er brachte dann einen Theil der Nacht auf meinem Bette sitzend, mit mir zu, erzählte mir von seinen Leiden, von seinen Besorgnissen und von seiner Eifersucht." —

„— Haben Sie diesen Abend wohl bemerkt, lieber Herzog, mit welcher Coquetterie sie mit

Dolgorucki sprach? Sie tanzte dreimal mit ihm, das ist unwürdig! Und dieser Esel von Tolstoi, der sich immer wie ein Bedienter auf sie zustürzt, um ihr den Handschuh, oder den Fächer, oder das Bouquet aufzuheben! was weiß ich! Alles das, um von ihr einen Blick zu erbetteln! Wie thöricht die Menschen sind Es ist zum Bemitleiden!

„Aber Ew. Majestät —"

„Ach! mein lieber Coulaincourt, zum hundertsten Male bitt' ich, keine Majestät zwischen uns; oder sonst ist es um unsere guten Plaudereien geschehen; und diese machen mich so glücklich! —"

„— Aber, wie können Sie verlangen, Sire, daß diese jungen Leute nicht eben so, wie wir, Madame Narischkin bewundern!"

„Aber sie sind nicht bei Sinnen! Diese Frau, mein Freund, macht mich zum unglücklichsten unter den Menschen, und das durch ihre unerträgliche Coquetterie; sie weiß es und nimmt doch darauf keine Rücksicht; sie geizt nach allen Huldigungen und Anbetereien, und wenn ich ihr diese Eroberungswuth vorwerfe, so antwortet sie: die Frauen leben nur davon; wozu dient das Leben, wenn es nicht poetisch und berauschend ist? Ich

liebe Sie blos allein, Alexander, aber ich mag von Allen bewundert werden!“

„Das ist, um toll zu werden!“ erseufzte der Selbstherrscher aller Reußen mit der lächerlichsten Miene von der Welt!

Wenn er sie einige Stunden lang vergessen hatte, so war er entzückt über diese Rache; aber er kehrte verliebter als vorher wieder zu ihr zurück. Und sie ließ ihn ein solches Vergesseu theuer bezahlen, die boshafte Antone!

Einst hieß es, daß die schöne Madam Gagarin Alexander den Armen der Narischkin auf einige Monate entrissen habe. Alle Anbeter der Letztern hofften und drängten sich in Masse hinter den Schritten der schönen Verlassenen her; diese errieth, daß der Kaiser mit dem Federmesser etwas in ihren gegenseitigen Liebeskontract hineingeschnitten, und, drang auch dieser Schnitt vielleicht ihr nicht tief in's Herz, so war er doch brennend und heftig in die Eigenliebe der großen Dame gedrungen.

Leon N...., ein liebenswürdiger junger Mann, ein leidenschaftlicher doch bisher stummer Verehrer der verführerischen Narischkin, vernahm von ihr, glaube ich, einige zärtliche Worte, und seine lange

zurückgehaltene Leidenschaft brach mit Heftigkeit aus. Er begann die schöne Frau so unaussprechlich zu lieben, daß er in keiner Weise die Gewalt der Empfindung, die seine Vernunft bethörte, mehr verbergen konnte. Ach! Er war in einem Alter, wo man ohne Bedauern Laufbahn, Ehrgeiz, Glück, das Leben selbst seiner Liebe opfert. Leon opferte Alles! War er glücklich? Ich weiß es nicht?

Am Hofe bleibt nichts verborgen. Der Kaiser wollte wohl seiner Geliebten untreu seyn, aber er wollte nicht, daß auch seine Geliebte untreu würde; und so gerieth er mit einem Male in einen Ausbruch von Eifersucht, daß er den Kopf darüber ganz verlor!

„Wissen Sie,“ sagte er zu mir, „daß die Leute da mit ihrem Leben spielen, wenigstens um ihr Vermögen und um ihre Freiheit? Ich habe die Gewalt in Händen, ich kann diese Verwegenen zu Pulver zermalmen, ich kann.... doch, wenn ich Alles überlege, so verdient die Coquette gar nicht, daß ich um ihretwillen einen Menschen verbanne. Ich bin zu gut, lieber Herzog, ich will keine schlechte Handlung begehen, um mich zu rächen und dennoch habe ich verteufelte Lust, diesen

Liebesritter eine Reise nach Sibirien machen zu lassen!“

Und ich bestrebte mich, ihn zu besänftigen, und den kaiserlichen Donnerkeil vom Haupte des Verliebten abzuwenden; ich erschöpfte mich in schönen Worten.

„Ich bin fest überzeugt, daß sie ihn nicht liebt; sie kümmert sich auch nicht im Mindesten um ihn. Antone liebt Niemand, es ist ohne Zweifel die persönlichste, selbstsüchtigste Frau, die es giebt! Sie denkt mich zu bestrafen, mich in Verzweiflung zu bringen, o, aber ich werde ihr zeigen, daß ich sie nun erkannt habe. Jetzt, ich schwöre es Ihnen, ist sie mir völlig gleichgültig.“

Ich hatte viel Mühe, dabei ernsthaft zu bleiben; denn ich hatte die wirklichen Berechnungen der Madame Narischkin errathen; sie hatte den Kaiser in große Unruhe versetzen wollen, und das war ihr über ihre Erwartungen gelungen.

Einen Monat, so lange dauerte dieß Zerwürfniß, war der ganze Hof in Aufregung. Ein großer Herr, der Alexanders Vertrauen genoß, knüpfte Friedensunterhandlungen wieder an; diplomatische Noten wurden gewechselt. Die boshafte

Antone behauptete ihre hohe Würde; sie unterhandelte wie eine Macht mit der andern. Es war wahrlich ein unterhaltendes Schauspiel, und der Cercle der Kaiserin war ein Feld für höchst interessante Beobachtungen; denn da trafen sich beide kriegerische Parteien, der Kaiser und Madame Narischkin, jeden Abend.“

„Und die Kaiserin?“ fragte ich. „Man sagt, sie wäre ebenfalls sehr schön gewesen; die Liebes-Intriguen Alexanders müssen ihr doch vielen Kummer verursacht haben?“

„Die Kaiserin Elisabeth, hübsch, reizend, sanft und ergeben, beklagte sich niemals. Ihr beleidigtes Herz ergab sich Niemanden; wenigstens hatte man sie nie in einen Verdacht. Die Krone stand ihrer edlen Stirn sehr schön; sie begriff den Beruf einer gekrönten Frau: zu leiden und dabei zu lächeln. Elisabeth verbarg ihren stechenden Schmerz unter den festlichen Freuden; sie genoß sie mit jenem tödtlichen Misbehagen, das Alles entfärbt. Wenn ihr durchdringender und melancholischer Blick auf der reizenden Narischkin ruhte, schien er von ihr Rechenschaft über ihr Glück abzufordern, ihr, der Kaiserin aller Reußen, ihr, ebenfalls schön und

anmuthig und geistreich, und dennoch von dem verlassen, den sie leidenschaftlich geliebt, nicht, weil er Kaiser, sondern weil er Er war, Alexander."

Der Abend war weit vorgerückt, wir beurlaubten uns von dem Herzoge von Vicenza. Am andern Morgen, als wir uns am Brunnen wieder trafen, sagte er mir, er habe eine gute Nacht gehabt. „Ei, so sprechen wir wieder von Rußland" antwortete ich!

Sechstes Kapitel.

Fernere Erinnerungen aus St. Petersburg.

Alles, was sich auf die große Epoche des Kaiserreichs bezieht, erregt so viel Interesse und so viel Mitgefühl noch in Europa, daß die ungeübte Feder einer Frau bei den ernstesten Lesern Nachsicht findet. Da man mich von allen Seiten ermuntert, die Unterhaltungen, denen ein glücklicher Zufall mich beiwohnen ließ, wieder zu erzählen, so habe ich einer milden Kritik von Nöthen, damit man mir nicht Mangel an Einheit von allen Seiten vorwerfe; man muß mir aus einer Epoche in die andere überzuspringen, auf manche wieder zurückzukommen, sie wieder zu verlassen, um sie dann von Neuem noch einmal ins Auge zu fassen, gestatten. Ich gebe darüber eine kurze Erklärung; man wird mich verstehen, mir verzeihen, weil ich einfach nur die Wahrheit berichte.

Unsere Unterhaltungen mit dem Herzoge von Vicenza waren keine geschichtliche Vorlesungen. Wir beuteten seine Erinnerungen aus, so ohne Reihenfolge und nach jenem Ungefähr, wie es die Neugier Leuten einflößt, die gierig nach neuen Aufschlüssen über eine wunderreiche Epoche haschen. Ich verdanke es nur meinem Kranken- und Stuben-Leben, daß ich jeden Morgen die Plaudereien des Abends niederschrieb. Damals lebte ich von einem Tage zum andern. — Die Zukunft schien mir nicht sicher genug, um daß ich mir hätte einbilden können, wie ich mir aus den werthvollen Aufschlüssen des Herzogs von Vicenza Arbeitsmaterialien bereitete. Ich wollte nur die Thatsachen, besonders aber die eigenen Worte, die Napoleon, mein Held, mein so hoch bewunderter Charakter, ausgesprochen, in ihrer ganzen Reinheit, in ihrer ganzen Genauigkeit aufbewahren!

Bei der jetzigen Darstellung hielt ich mich nur sklavisch an die Andeutungen, die mir meine Noten gaben, ohne die Daten zu versetzen, ohne sie einander unterzuordnen; dies letztere wäre ohne Zweifel korrekter, viel literarischer gewesen, aber — soll ich ganz sagen, was ich denke? Ich mache

mir es zum Gewissen, wahr und genau zu seyn, ich mache kein Gewerbe aus einer Schriftstellerei, ich wollte nur anspruchslos erzählen, nicht mit meiner Eitelkeit, nur mit Gewissenhaftigkeit zeichnen. Zuviel Leute haben den Kaiser sehr nahe gekannt, als daß ihnen selbst ein zusammengenähter und auf allen Seiten gestückter Bericht über diesen Gegenstand misfallen sollte. Ich sage getreu wieder, Tag für Tag, was mir von einem Manne mitgetheilt wurde, dessen Erinnerungen ihn von allen Seiten überflutheten, der weder erfinden, noch lügen konnte; denn, um die vollste Theilnahme seiner Hörer in Anspruch zu nehmen, hatte er nicht erst nöthig, sich einen Roman zu ersinnen.

Und jetzt, da ich auseinandergesetzt, warum ich ohne Ordnung und Zusammenhang schreibe, nehme ich meinen Bericht mit größerer Zuversicht wieder auf.

Die russischen Anekdoten hatten uns heitere Stunden bereitet und ich fragte den Herzog von Vicenza, ob seine Erinnerungen über diesen Gegenstand bereits erschöpft wären.

„Ich errathe Sie,“ versetzte er lächelnd; „es

liegt noch mehr Güte als Neugier in Ihrem Wunsche, mit mir nach St. Petersburg zurückzukehren; denn um Alexanders Willen müssen wir Napoleon ein wenig bei Seite setzen. Ich habe hier in Plombières alle Dokumente, die auf meine Gesandschaft in Rußland Bezug haben, bei mir; denn meine Memoiren führen mich bald auf diese Epoche. Hier habe ich Ihnen einige Zeilen von der Hand des Kaisers mitgebracht, Sie werden sie mit Theilnahme lesen.

Ich habe Ihnen schon gesagt, die Details über den russischen Hof ergötzten Napoleon ausnehmend. Der Zankmonat zwischen Alexander und der rebellischen Antone war wirklich wie ein Waffenstillstand gewesen, der entweder einem Frieden oder einer entscheidenden Schlacht vorhergeht. Alexander, in der eigentlichsten Bedeutung des Worts noch ein junger Mann, war durchaus mit der Kapitulation, auf welche man ihn warten ließ und mit dem Siege, den er so theuer erkaufen mußte, beschäftigt, und war ganz außer Stande, irgend eine ernsthafte Arbeit vorzunehmen, er unterzeichnete nichts, wollte von keinem wichtigen Geschäfte hören. Er war unzugänglich. „Der Kopf

folgt dem Herrn,“ sagte er eines Tages lachend zu mir, „verschieben wir, lieber Herzog, diese Mittheilung auf die nächste Woche. Schreiben Sie Ihrem Hofe, daß ich ein wenig unwohl bin; Sie werden auch nicht lügen. Diese Frau da macht mich noch wahnsinnig.“

„Und nun sehen Sie, was der Kaiser Napoleon mir über diesen Gegenstand mit eigener Hand unter einen Brief, der diplomatische Instruktionen enthielt, niederschrieb:

„Es ist durchaus für mich nicht gleichgültig, diese Natur eines als Herrscher gebornen Mannes zu beobachten. Eine Frau vermag dem Kaiser aller Reußen den Kopf zu verdrehen.... Alle Frauen in der ganzen Welt zusammengenommen, würden mich nicht um eine Stunde Zeit bringen. Geben Sie mir so viel Details als möglich; das Privatleben eines Menschen ist ein Spiegel, in dem man seine Physiognomie mit großem Nutzen studieren kann.“

„Aber wenn Napoleon,“ fuhr der Herzog fort, „den russischen Hof kennen zu lernen begierig war, so fragte Alexander nicht weniger eifrig über den der Tuilerien nach. Sie können woh

glauben, daß ich in solchen Augenblicken sogleich wieder Diplomat, das heißt zurückhaltend und gemessen, wurde. Schwerer war es, diese Rolle der Kaiserin Elisabeth gegenüber durchzuführen; diese war buchstäblich unersättlich in ihren Fragen nach Napoleon. Jedesmal wenn wir uns in vertraulichem Zirkel befanden, unterwarf sie mich einer Art von Examen über die Gestalt, die Haltung, die Handlungen und Gebehrden „meines Kaisers.“ Dann warf sie mit der anmuthigen Leichtfertigkeit einer Frau endlose Fragen nach unseren Festen, Empfangstagen, nach unsern Hofbällen, ihren Anordnungen, nach Moden, Toiletten u. s. w.; sie wollte wissen, ob die Französinnen wirklich so verführerisch wären, wie man sagte; wie die Hofkostüms beschaffen seyen u. s. w.; das hatte gar kein Ende. Da ich, ohne Staats-Geheimnisse bloszustellen, die Toiletten-Geheimnisse offenbaren konnte, so legte ich mit gutem Anstande meine Gesandtenwürde ab und machte mich mit der liebenswürdigen Kaiserin Elisabeth zu einem Flitterstaatbesprecher.

„Herr Herzog,“ sagte sie mit jenem bezaubernden Stimmton, den ich nur an ihr gekannt habe,

„Herr Herzog, wie gern möchte ich mich an einem Ihrer Hofballtage in einem kleinen Winkel der Säle versteckt halten! Wie gern möchte ich Ihre hübschen Französinnen mit aller ihrer Anmuth und ihrer Eleganz sehen; man sagt, sie sind unvergleichlich.

„O, es gibt in allen Ländern, Madame, reizende und unvergleichliche Frauen.“

„Ich kann davon nichts sagen, denn seit ich in Rußland bin, habe ich es nie wieder verlassen,“ versetzte sie mit unbeschreiblicher Feinheit — in jedem Falle können wir mit Ihren Pariserinnen in Eleganz nicht wetteifern; denn wir erhalten ihre Moden erst immer, wenn sie schon mit andern vertauscht sind.“ Und dabei offenbarte ihr hübsches Gesicht merklich einen Ausdruck von Bedauern.

„Napoleon, der große Feldherr,“ fuhr der Herzog fort, „bekümmerte sich gelegentlich auch um Damenkleider und Hüte. Mehr als eine Hofdame erfuhr dieß auf ihre Kosten. Eines Tages hörte ich ihn in Saint Cloud zu der Frau eines Generals mit lauter und zorniger Stimme sagen: „Madame wenn man einen Mann hat, der jährlich hundert

tausend Franken erhält, so besitzt man die Mittel jedesmal, wenn man die Ehre genießt, der Kaiserin die Kour zu machen, ein neues Kleid anzuziehen. Dotationen, Madame, sind Gunstbezeugungen — ich bin sie nicht schuldig, und, wenn ich sie gebe, so geschieht es, um den Luxus, ohne welchen es keinen Handel giebt, zu unterhalten.“ Die brave Frau wußte nicht, wo sie ihre Verlegenheit verbergen sollte; aber die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß durch die gewöhnliche Knickerei in ihrer Toilette sie sich selbst diese verletzende Bemerkung zugezogen.

Ich komme auf meinen Gegenstand zurück! ich fand es drollig, meinen gefürchteten Herrn und Meister von dem tiefen Kummer der Kaiserin aller Reußen in Bezug auf Flitterstaat zu unterhalten.

Kurze Zeit darauf erhielt die Kaiserin Elisabeth vier ungeheure Kisten voller Schmuck, Hauben, Hüte, Toquen, Blumen, Bänder von auserwähltem Geschmack. Alle weiblichen Köpfe am Hofe geriethen in Verwirrung. Elisabeth hatte nichts von Paris verlangt, erwartete von daher nichts, alle diese schönen Sachen fielen zweifelsohne vom Himmel.

Abends in ihrem Zirkel kommt die Kaiserin auf mich zu, droht mir mit anmuthiger Gebehrde und sagt: „Sie haben geplaudert — aber sagen Sie nun auch, daß ich Alles reizend, entzückend gefunden.“ Ich war ganz bestürzt; ich begriff davon kein Wort!

Am andern Morgen gab es eine Schlittenfahrt, Der Kaiser that mir die Ehre an, mich in den Schlitten der Kaiserin steigen zu lassen. „Wollen Ew. Majestät, sagte ich, geruhen, mir eine Erklärung über das Verbrechen der Indiscretion, das Sie mir zugeschrieben, zu geben?“ Lachend gab sie mir über das Räthsel den Aufschluß. Ich versicherte sie, daß ich von der Sendung nicht ein Wort erfahren, daß er mir nicht eine Zeile darüber geschrieben, und dieß war die Wahrheit.

Ich bin fest überzeugt, daß in Paris die Befehle heimlich waren gegeben worden und daß Niemand erfahren hatte, von welcher Seite her die Bestellung gemacht worden war. Dies war eine höchst zarte und galante Aufmerksamkeit. Der Putz hatte durchaus keinen reellen Werth; er mußte der jungen putzsichtigen Frau gefallen und hätte doch der Kaiserin nicht angeboten werden können!

Ein merkwürdiger Umstand schien mir, daß die kaiserliche Fragerin niemals vertraute Mittheilungen über Josephine begehrte. Eine gekrönte Bauharnais! das war gar nichts Außergewöhnliches; Rußland war noch von ganz anderen Monstruositäten Zeuge gewesen. — Napoleon aber, der Souslieutenant, der einen unermeßlichen Raum durchschritten und, blos auf seinen Degen gestützt, auf den ersten Thron der Welt gestiegen war, Napoleon erschien der Kaiserin aller Reußen, die als Fürstin geboren, in einer leuchtenden Strahlenscheibe!“

„Geben Sie mir auch,“ bat ich den Herzog von Vicenza, „eine Beschreibung jener schönen Truppenmusterungen, bei denen, wie ich weiß, Alexander dem französischen Gesandten gegenüber, alle seine Coquetterie zur Schau trug.“

„Allerdings, ist das wahr! Diese prächtigen kaiserlichen Musterungen bieten in der That ein Achtung gebietendes Schauspiel dar. Des Kaisers Eigenliebe legte auf sie einen ganz außerordentlichen Werth. Eines Tages fragte er mich, ob diese Musterungen denen der Tuilerien gleich kämen?

„Sire, erwiederte ich, beide sind unvergleichlich.“ Er sah mich lächelnd an, ich glaube, daß er mich verstand.

Er ließ nie weniger als 20,000 Mann bei sich vorüberziehen, oft überstieg die Anzahl 30,000. In der That hatten auch alle diese Truppen vortreffliche Haltung und waren sehr gut uniformirt. Die Pferde jedes Cavallerieregiments waren von besonderer Farbe, entweder alle Rappen, oder grau, oder Schimmel, oder braun u. s. w. Der Oberst jedes Regiments war einer von den größten Herren des russischen Hofes und verschwendeten ungeheure Summen in Repräsentationsluxus.

Vor allen muß ich das Regiment der Garde-Reiter nennen, das von Paul I. errichtet war; alle gemeine Soldaten waren Malthefer-Ritter; ihre Uniformen roth, die Cuirasse von gediegenem Silber mit dem Ordenskreuze in erhabener Arbeit darauf, das auf der Brust ein breites Wappenschild bildete. Die Offiziere dieses Corps waren alle Männer von höchster Geburt. Gold und kostbare Steine funkelten an ihnen und an ihren arabischen Rossen von außerordentlichem Werth.

Unter den schönsten Husarenregimentern der

Garde zeichnete sich auch das von Czerwertynski, Bruder der Madame Narischkin, befehligte aus. Er selbst war wohl der eleganteste Oberst, den man sehen konnte. Seine ebenfalls rothe Uniform war mit Gold übersäet, und das schönste Pelzwerk hob seine schöne Gestalt, seine edle kriegerische Haltung hervor. Man hatte ihm auf sein Verlangen lauter Rappen gegeben. Diese leuchtende Ebenholzschwärze, in Contrast mit der blitzenden Röthe der Uniformen brachte eine wunderbare Wirkung hervor. Sättel und Waffen strahlten von Gold. Czerwertynski legte jährlich für sein Regiment den vom Staat bewilligten Unterhaltungs-Geldern noch 30,000 Silberrubel hinzu. Die Offiziere wetteiferten untereinander in Luxus und Verschwendung. Nicht einer unter ihnen hatte nicht ein Pferd, das nicht wenigstens 2000 Rubel gekostet hatte. Ich führe nur diese beiden Corps an; sonst könnte ich sie alle nennen; derselbe Luxus dieselbe Pracht überall!

Nichts kam dem Glanze dieser Musterungen gleich. Die russische Uniform ist kriegerisch und zierlich, zugleich die Federbüsche in dunklen und schillernden Farben, die Schärpen um die Taillen

und die vortrefflich gemachten Kleider sind äußerst kriegerischer Natur. Strahlend und blendend war der Generalstab, der den Kaiser umgab und man konnte es dem jungen Herrscher gar wohl verzeihen, wenn er auf diese Musterungen stolz war.

Die Schwenkungen und Manövers wurden dabei mit großer Schnelligkeit und mit vollkommnem Gesammt ausgeführt; denn da gab es wohl keinen Corpsführer, der nicht unter der Masse von Zuschauerinnen zwei schöne Augen gefunden, um seine Anmuth und seine Geschicklichkeit anzuspornen.

Bei einer dieser Musterungen beendigte der Kaiser ein interessantes Abentheuer, das der Gegenstand aller Unterhaltungen wurde.

Alexander pflegte gern allein, zu Fuß und einfach gekleidet, auszugehen; und oft führten ihn seine Wanderungen bis auf drei oder vier Stunden von der Stadt. Eines Tages fühlte er sich ermüdet und steigt in den ersten Schlitten, dem er begegnet. — „In den kaiserlichen Pallast von Sanct Petersburg,“ sagte er zum Yswotschilk, — “Gut, Herr Offizier, ich werde Sie so nahe an denselben wie möglich absetzen; denn die Wachen lassen

uns arme Leute nicht herankommen. — „So fahre zu!“ — In einiger Entfernung vom Pallaste angelangt, hielt der Kutscher an: — „S'ist hier, Herr Offizier; wir dürfen nicht weiter.“ — Der Kaiser steigt vom Schlitten ab. „Warte hier, ich werde dich bezahlen lassen.“ — „Ei, behüte; es stößt mir oft zu, daß Ihre Kameraden mir dasselbe sagen und mich zu bezahlen vergessen; ich fahre nicht mehr auf Borg. Lassen Sie mir ein Pfand hier, oder —.“ „Nun gut!“ und Alexander häckelt, laut auflauchend, seinen Mantel ab und wirft ihn in den Schlitten. So wie er in den Pallast eingetreten, befiehlt er einem Kammerdiener, dem Yswotschik, der ihn gefahten, 50 Rubel zu geben und seinen Mantel wiederzuholen.

„Wer hat den Kaiser gefahren?“ Zwanzig Schlitten stehen in der Nähe des Pallastes; aber Niemand antwortet.

„Wer hat einen Mantel zum Pfande erhalten?“

„Hier hat ein Offizier einen Mantel gelassen,“ versetzte ein Bauer.

„Gib ihn mir; da ist das Geld für deine Fahrt,“ und er überliefert ihm die fünfzig Rubel.

„Großer, heiliger Nikolas! schreit der arme

Teufel, ergreift seine Zügel, setzt sein Pferd in starken Galopp und verschwindet so schnell wie ein Pfeil.

Die Hurrahrufe aller Yswotschilk's verfolgten ihn lange Zeit.

Dieß trug sich am Tage vor einer Musterung zu. Nun ist es Sitte, daß nach dem Vorüberziehen der Truppen die Corpsführer sich um den Kaiser versammeln. „Ihr Herren, ich bin zufrieden; Ihre Regimenter sind schön, gut gehalten; aber sagen Sie von meiner Seite den Herren Offizieren, daß sie mir gestern die Demüthigung zugezogen, meinen Mantel zum Pfande aussetzen zu müssen.“ Jedermann sieht sich erstaunt an. „Ja, der Yswotschilk, der mich nach Hause gefahren, wollte mir keinen Credit geben, weil er mir sagte, Herr Offizier, Ihre Kameraden vergessen oft mich zu bezahlen.“ Den ganzen Tag über verbrachte man mit Gesprächen über die Worte des Kaisers. Bei der Musterung verlor man sich darüber in Vermuthungen, und Abends, im Zirkel der Madame Narischkin, erzählte der Kaiser seinen Unfall und ahmte die Gebehrden des Bauers so täuschend nach, daß alle vor Lachen bersten wollten.“

Ich erwähnte schon der Vertraulichkeit und der Ungezwungenheit Alexanders gegen subalterne Leute. Eines Morgens ging ich mit dem Kaiser auf der Perspective, einem großen und schönen Spaziergange mitten in der Stadt, umher und begegnete dem Schauspieler Andrieux, dem Manne der Madame Philis: „Guten Morgen, Andrieux, rief Alexander ihm zu, wie geht's?“ „Gut, Sire, und Ihnen?“ — „Was macht ihre Frau?“ — „Sie ist wohl Sire, und was macht Ihre Frau Gemahlin und Ihre Frau Mutter?“ Alle diese Zutraulichkeiten ergötzten Alexandern höchlich; diese Witzworte wurden in allen Salons wiederholt und unterhielten dieselben auf acht Tage lang.

Als ich Ihnen von dem sonderbaren Frogère sprach, vergaß ich eine Anekdote, die mir der Kaiser selbst über seinen Günstling, der die beständige Freiheit, ihn aufzuheitern hatte, mittheilte.

Frogère stand schon in Vertraulichkeit mit Alexander, als derselbe nur noch Kronprinz war. Sobald der Tod Pauls I. den Prinzen auf den Thron geführt, erscheint Frogère nicht mehr. Einige Zeit darauf begegnet ihn der Kaiser: „Nun, Frogère! Ich sehe dich ja nicht mehr.“ „Ach Sire,

Ich ging zum kaiserlichen Prinzen wie zu einem Kameraden; aber jetzt .... „Jetzt willst du nicht mehr zum Kaiser kommen?“ Ei doch, Sire; aber ich besorgte, Ihre neue Anstellung würde Sie stolzer gemacht haben; doch, da dem nicht so ist, so werde ich wieder zu Ihnen kommen.“

Und man fand das entzückend!

Bei den großen Herren waren die Freiheiten von anderer Art, von besserm Tone zwar, aber dennoch duldete sie Alexander mit unglaublicher Nachsicht. Uwaroff, einer der Männer, mit denen der Kaiser vertraulich umging, war von außerordentlich schöner Gestalt; seine Stutzerhaftigkeit, seine Verschwendungen, sein Luxus übertrafen alle Extravaganzen dieser Art. Berühmt seiner Eroberungen und Liebesabentheuer halber, verging fast nicht eine Woche, ohne daß er von sich sprechen machte. Brav wie sein Degen war er gefürchtet, und dieß steigerte noch seine Verwegenheit. Er durchkreuzte aller andren Abentheuer, während Niemand wagte, es ihm in Bezug auf die seinigen zu vergelten. Glücklicher Liebhaber der schönen Fürstin Sc.... verließ er sie plötzlich und that, als sey er leidenschaftlich in Madame Lew....

verliebt. Die Fürstin, in Verzweiflung, schickt ihm seine Briefe und das Bildniß, die sie in den Tagen ihres Glücks von ihm empfangen, zurück, und vergiftet sich. Die Unglückliche hatte nur das Unrecht, noch zu lieben, während sie nicht mehr geliebt war. Sie war zu stolz, um Erklärungen zu fordern, um Vorwürfe zu machen; die Untreue hatte ihr das Herz gebrochen, so zerstörte sie ohne Bedauern ihr Leben.

Dieser Todesfall machte erstaunliches Aufsehen. Die Fürstin Sc.... war allgemein beliebt. Uwaroff begriff, daß er diesem Sturme nicht trotzen konnte; er forderte einen Urlaub, erhielt ihn und verreiste auf einige Monate. Bei seiner Rückkehr rieth ihm der Kaiser, in Zukunft vorsichtiger zu seyn. „Sire, ich möchte dieß selbst gern; aber, diese Frauenköpfe! großer Gott! wer weiß, ob ich nicht noch einmal blosgestellt werde.“

Siebentes Kapitel.

Napoleon und Alexander zu Tilsit.

„Derselbe Uwaroff, so leichtsinnig, so eitel und doch so brav,“ so setzte der Herzog von Vicenza seine russischen Mittheilungen fort, „führt mich auf die Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Niemen, wo derselbe Russe schon meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Auf das Floß kamen dort mit Alexander der Großfürst Constantin, der befehlende General Bennigsen, der Fürst Lubanoff uud der General Uwaroff. Mit Napoleon kamen Murat, die Marschälle Berthier und Bessières, der General Duroc und ich.

„Ich sagte es schon: wenn Napoleon gefallen wollte, so wußte er unbeschreiblich anmuthig zu seyn. In dieser Besprechung auf einem Flusse, Angesichts beider Heere, lag so etwas Ideales, eine Poesie, die Jedermanns Einbildungskraft

entflammte. Er, der Sieger nach der Schlacht bei Friedland, die Schicksale beider Mächte in seinen Händen haltend, konnte sie vernichten, blos über sie hinblasend; aber er hielt es unter seiner Würde, zu strafen, und bot den überwundenen Feinden seine Freundschaft und seinen Schutz. Es ist dies eine schöne Seite in der Geschichte Napoleons."

Hier hielt der Herzog ein; sein Blick verrieth unaussprechliches Leiden. Jene schöne Vergangenheit — diese erbärmliche Gegenwart. — Wie so ganz begriff ich, daß dieser Mann „keinen Platz mehr" in unsrem Frankreich fand!

Er nahm den Faden wieder auf: „die beiden Herrscher umarmten sich mehrere Male mit voller Herzlichkeit. „Mein Bruder," sagte Napoleon, indem er eine der Hände Alexanders in der seinigen zurückbehielt; „das Waffenglück ist Ihnen ungünstig gewesen, aber Ihre Armee ist tapfer und treu. Ihre Truppen vollbrachten Wunder der Tapferkeit — wahrhaftig, die Russen sind brav — wer befehligte Ihre Cavallerie?" fragte er dann, sich an den Oberbefehlshaber Bennigsen wendend. „Je, Sire," sagte schnell hervortretend ein zier-

licher junger Mann. Es war Uwaroff. Die beiden Kaiser und wir alle brachen in ein Gelächter aus. „General,“ hob Napoleon wieder an, „wenn Sie auch nicht sehr gut französisch zu sprechen verstehen, so wissen Sie sich doch vortrefflich zu schlagen.“

So erfaßte dieselbe blendende Bezauberung, die Napoleon auf seine Soldaten übte, auch alle anderen Personen, die in seinen Berührungskreis traten. Alles beherrschte er durch seine Ueberlegenheit, in welcher Lage, an welchem Orte er sich auch befinden mochte. „Aber sehen Sie,“ fuhr der Herzog mit hinreißender Wärme fort, „Worte können nicht, kein Pinsel kann das, was ich hier sah, wiedergeben. Die religiöse Bewunderung, die mir die Eindrücke auf dem Niemen einflößten, lebt in mir noch mit aller Stärke des ersten Eindrucks. — Der Kaiser Alexander gebot Ehrfurcht durch den Glanz seiner Geburt, seines edlen Gesichts, seines hohen Wuchses, der den unsers Napoleon um einen Fuß überragte; aber der letzte erhob sich dennoch so hoch, daß er mit Majestät über dem Ganzen dieser fabelhaften Scene schwebte. In dem Augenblicke, wo beide Kaiser sich um-

armten, überflogen Beifallsrufe den Fluß, und unmöglich zu beschreibendes Hurrahrufen entscholl beiden mit Truppen bedeckten Ufern. Mein Gott, welche Stunde war das in meinem Leben!

Von Tilsit will ich Ihnen weiter nicht ausführlich sprechen; alle officiellen Details jener Ereignisse sind hinlänglich bekannt, aber, was nicht bekannt seyn kann, das sind die Schattirungen in dem anmuthigen und feinen Betragen Napoleons gegen die Herrscher, das ist die ungesuchte und höfliche Würde, mit welchen er immer in der Rolle eines hochherzigen Beschützers sich zu erhalten wußte. Er bot weder der Anbetung noch der Schmeichelei eine einzige verwundbare Seite dar. Die schöne und reizende Königin von Preußen sah die Pfeile ihres feinen und ausgebildeten Geistes stumpf von ihm zurückprallen. Napoleon that, was er thun wollte, und gab nichts von dem nach, was er zu behalten entschlossen gewesen. Kein andrer Mensch hat je eine solche Gewalt über sich besessen; es schien wirklich, als gehöre er unsrer armseligen Menschheit gar nicht an.

Wenn er des Abends in seine Gemächer sich zurückgezogen, so überließ er sich ganz seiner guten

Laune. „Nun, wie scheint es Ihnen, Herr Groß-Stallmeister, sind wir nicht ein glanzvoller Eroberer?“

„Sire, Sie machen Ihren Brüdern von Preußen und Rußland höchst anständig die Honneurs des Landes.“

Und er lachte. „Unter uns, Coulaincourt, ich habe das Land, nie die Herzen erobert.“

„Und Ew. Majestät wird das Ihrige hier nicht zurücklassen?“

„Ich habe wahrlich an andere Sachen zu denken als verliebt zu seyn; und dann spielt man nicht in solchen Schlachten, ohne auf dem Felde einige von seinen Siegespalmen zurückzulassen. — Ich verfolge einen entworfenen Plan, und beim Himmel, die schönsten Augen von der Welt (und sie sind sehr schön, Coulaincourt) würden mich nicht um eine Linie zum Abbrechen von denselben bringen.“

„Ew. Majestät ist unzugänglich für Verführungen.“

„Ah! Bah! Der König von Preußen dauert mich wahrhaftig, Coulaincourt; aber er muß sich mit dem Antheil, den ich ihm zuweise, begnügen,

wenn ich heute dies zugebe, würde man mir morgen jenes abverlangen und so fort und fort, daß ich am Ende blos „für den König von Preußen gearbeitet hätte ....*)“ und da brachen wir in ein Gelächter aus! Das war noch gute Zeit; er konnte noch lachen und scherzen!“

„Alexander ist ein guter junger Mann — ich halte ihn für offen und rechtlich. O, mit dem werden wir uns gut verständigen!“

„Ich glaube es gern, Sire; er ist voller Bewunderung für Ew. Majestät!“

„Ich bin wahrlich ein seltsames Wesen — das Geschick, Coulaincourt!“ und das strahlende Gesicht des Kaisers ließ errathen, daß er in diesen Augenblick an Toulon dachte!

Bis zur Narrheit liebte er die naiven Aeußerungen der Soldaten; und fast immer waren sie höchst scharfsinnig und treffend.

Nach dem Verlust der entscheidenden Schlacht von Friedland war der König von Preußen in

*) Ich weiß nicht, woher die Redensart kommt, aber der Franzose sagt beständig: „Travailler pour le roi de Prusse,“ und will damit sagen, daß er umsonst gearbeitet oder gespielt, oder sich bemüht habe. Der Uebers.

einer schrecklichen Lage. Sein Land war erobert und auf allen Seiten in Feindes Händen. Er hatte daselbst keinen Zufluchtsort mehr und war in eine Mühle auf der andern Seite des Niemen geflüchtet, gerade in dem Augenblicke, wo die Zusammenkunft der beiden Kaiser Statt fand. Als ich von da mit dem Kaiser zurückkam, stieg ich im Hofe des Pallastes vom Pferde und verweilte einige Augenblicke auf demselben. Zwei Soldaten von der Garde plauderten miteinander. „Der hat viel auf dem Rücken, der preußische König, sagte der Eine, er wagte nicht einmal, den Kaiser Willkommen zu heißen.“

„Freilich, glaubs gern; der ist aus einem Bischof ganz hübsch ein Müller geworden.“

„Bei Unsrem ist's gerade umgekehrt; der ward aus einem Müller ein Bischof, und ein stolzer, ich mein'!“

O wie glücklich, wie glücklich war der Kaiser! „Wahrhaftig, Coulaincourt, da wir einmal im Zuge sind, sagte er, wie Souslieutenants auf der Wache, zu plaudern, so will ich Ihnen auch meine Geschichte zum Besten geben.“

„Die Pesarge war im Wege nach Schlodritten

ausgetreten; und unsere Truppen gingen bis an den halben Schenkel in einem wahrhaftigen Breie. Da ich schnell vorwärts mußte, so schlug ich einen kleinen Fußpfad ein, der um einige Zoll über der Straße hervorragte und kaum für ein Pferd zugänglich war. „Tausend Teufel“ sagte ein Chasseur zu einem seiner Cameraden, der seinen Schuh in dem Kothe wieder zu finden suchte: „höre, Pariser, sind die Polen nicht wahrhaftig unverschämt, das hier ein Vaterland zu nennen?“ — Ein anderer Schnauzbart sagte: „Na, wird das bald ein Ende haben, die Promenade hier in der Kaffesahne? Der Kaiser hat also geschworen, uns hier unsre Beine bis an's Knie abnutzen zu lassen?“ — „Nu, werdet Ihr bald das Maul halten,“ schrie eines meiner Pulvergesichter mit vier Streifen über dem Arme, „das fängt mir an, die Ohren zu erhitzen, all das Spottreden da! Wer hat mir da so einen Haufen Muscadins in die Compagnie gebracht! Nicht so viel raisonnirt. Vorwärts und es lebe der Kaiser! oder euch soll ein Donnerwetter —.“

Die Wanduhr schlug zwei Uhr. „Wahrlich, Coulaincourt, die Zeit ist schnell vergangen; ich bin wie ein König vergnügt gewesen!“

Diese Tilsiter Epoche war die glücklichste, die überschwänglichste von Napoleons Regierung!

Aber sehen Sie, wie weit wir von dem russischen Hofe weg verschlagen worden sind," nahm bald darauf der Herzog von Vicenza sein Gespräch wieder auf; „aber ein einziges Wort, das mich an den Kaiser wieder erinnert, läßt meinem Gedächtniß so viel und so schöne Erinnerungen entsprühen!

Sanct Petersburg bot im Jahre 1810 alle künstlerischen Hülfsmittel dar, die nur das Ohr und das Auge zu bezaubern vermögen. Unsere tanzenden und singenden pariser Notabilitäten baten um Urlaub nach Rußland und Abends hing es nur von uns ab, uns im Theater von Sanct Petersburg einzubilden, wir säßen in einer Loge der großen Oper zu Paris. Außer den Schauspielern und Schauspielerinnen, die ich Ihnen schon genannt, hatten wir Madame Pilis, Andrieux, ihren Mann und noch zehn andere zweiten Ranges. Boyeldieu componirte Opern und arbeitete uns reizende Partituren für unsere Privatconcerte. Madame Lafont, so schön als angenehm, machte erstaunliches Glück; sie sang zum Entzücken und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ihre Augen sagten die hübschesten Dinge von der Welt. Ihr Mann, ohne Zweifel der erste Violinist Europa's, zog alle Musikliebhaber in die Concerte, die er bei sich des Morgens gab. Es gehörte zur guten Lebensart, bei keinem musikalischen Morgen Lafonts zu fehlen, und es war übrigens auch die Gesellschaft vortrefflich ausgewählt, man traf das Sämmtliche höherer Gesellschaft. Benkendorf, Bruder der Fürstin von Lieven, damals General-Gouverneur von Sanct Petersburg, hätte sich verloren geglaubt, wenn er nicht gekommen wäre, um mit allen vornehmen Damen, die ihrerseits eben so anhaltend in's Concert zu Lafont kamen, zu liebäugeln.

Herr Narischkin, Groß-Kammerherr, älterer Bruder des Groß-Jägermeisters, führte einen wahrhaft königlichen Haushalt. Sein Palast war der Versammlungsort aller höchsten Personen und seine Feste sehr oft mit der Gegenwart des Kaisers beehrt. Da war ein Luxus in den Zimmern, in den Verzierungen von Gold, von Bronze, von Porphyr und von Blumen; sie gaben seinen Ball- und Musik-Morgen ein feenhaftes Gepräge, von dem wir in Frankreich gar keine Vorstellung be-

Bayerische Staatsbibliothek München

kommen. Man sagte uns, der Kaiser stehe im Begriff, seinem Groß-Kammerherrn den Rang eines Fürsten zu verleihen. An einer seiner glänzenden Morgengesellschaften wandelte ich mit ihm, von der Menge entfernt, in einem jener köstlichen Treibhäuser, die an die Empfangzimmer anstießen, umher. Die Laute der Musik kamen sanft und halbgebrochen zu uns herüber, und machten, zusammen mit dem lauen und balsamischen Duft, den die Blumen ausathmeten, auf uns eine unbeschreibliche Wirkung. Wir setzten uns nieder. „Wir sind wahrhaftig in einem Feenpallaste,“ sagte ich zu Herrn Narischkin; „der Titel Fürst würde vortrefflich zu der Pracht eines Herrschers, die an diesen schönen Orten sich ausbreitet, sich gesellen.“

„Blicken Sie umher, Herr Herzog; was kann dem Glanze meines Glückes noch einen neuen hinzufügen? Ich lasse die Leute an dieß lächerliche Gerücht immerhin glauben, um geschäftslose Menschen damit zu unterhalten; Ihnen aber, Herr Herzog, will ich die Wahrheit über diesen Punkt sagen; denn ich möchte nicht, daß man an Ihrem Hofe glaube, ein Narischkin könne den Fürstentitel von Jemanden anders als von sich

selbst zuertheilt erhalten. — Die Sache ist aber die — der Kaiser hat mir allerdings den Wunsch geäußert, mich zu dieser Würde zu erheben. Ich habe ihm aber darauf geantwortet: Sire, die Mutter Peter des Großen war eine Narischkin — wenn man die Ehre hat, Ew. Majestät so nahe anzugehören, so erhöht ein Fürstentitel in keiner Weise die Erlauchtheit eines Geschlechts. Die Narischkin sind von eben so edler Geburt, als der Kaiser aller Reußen, Sire."

„Mißfiel Alexandern diese stolze und verwegene Sprache? Ich weiß es nicht; aber in dem Herzen dieses Fürsten war so viel wahrer Adel, daß der Groß-Kammerherr in Gunst blieb. Aber niemals sprach man ihm wieder von einem Fürstentitel.

Ich kann Rußland nicht verlassen, ohne Ihnen noch von Leuten zu sprechen, die Sie sicherlich lieben, wenn Sie sie kennen; ich nenne die Familie Lesseps. Herr Lesseps war Generalkonsul in Sanct Petersburg vor und während meiner Gesandtschaft. Napoleon hielt sehr viel auf seinen Konsul und hatte mir empfohlen, ihn sehr gut zu behandeln. Unterrichtet, geistreich, höchst liebenswürdig und durchaus beständig, stand Herr Lesseps in

hoher Achtung. Ein merkwürdiger Vorfall knüpft sich an seinen Namen. In früher Jugend mit Laperouse sich zu dessen Entdeckungsreise einschiffend, wurde er plötzlich krank am Bord. Das Schiff legte an und setzte ihn aus. Er kehrte nach Frankreich zurück, um sich wieder herstellen zu lassen, übergab der Regierung Depeschen, die ihm Laperouse zugestellt, und dies waren die letzten. — Seitdem hörte man nie wieder etwas von der verunglückten Expedition. Madame Lesseps, eine gute und treffliche Frau, war von Allen geliebt, wiewohl sie weder hübsch war, noch glänzende Eigenschaften hatte. Mutter einer zahlreichen Familie traf man sie häufiger zu Haus als bei Festen. Alexander behandelte sie sehr gut. Eines Tages forderte er von Lesseps Nachrichten über seine Frau. „Sire, sie ist gestern in Wochen gekommen.“ — Wieder! aber wieviel Kinder haben Sie denn? „Eine unendliche Menge, Sire, ich kann sie wirklich nicht zählen.“

„Der arme Lesseps! Später fanden wir uns in dem brennenden Moskau wieder — und beim Schein der Flammen, beim Kremlin umherwandernd, erinnerten wir uns an die schönen Tage,

die wir mit einander in Rußland verlebt. Kaum war ein Jahr darüber hingegangen, und jetzt schauten wir, statt auf die Wunder von Sanct Petersburg, auf die rauchenden Trümmer der zweiten kaiserlichen Stadt von Rußland!“

Hier war der Herzog von Vicenza bleich geworden und legte die Hand auf seine glühende Stirn. Seine letzten Worte hatten ihm zu quälende Erinnerungen aufgerufen. „Morgen, sagte er zu uns, Morgen erzähle ich Ihnen einen Vorfall, der Napoleons Herz tief verwundete, einen jener Züge, die hinlänglich ein ganzes Volk charakterisiren.“

Achtes Kapitel.

Napoleon im Brande von Moskau.

„Die Schlacht an der Moskwa war für die Russen entsetzlich mörderisch gewesen. Verzweiflung hatte ihre natürliche Tapferkeit erhöht, Fanatismus hatte ihre Erbitterung, mit der sie uns den Sieg streitig gemacht, unendlich gesteigert gehabt. Vom Ausgang dieser Schlacht hatte das Schicksal von Moskau abgehangen und Moskau ist für die Russen eine heilige, die vielgeliebte Gottesstadt. Der Aufstand in Masse war mit einem Eifer, mit einem Enthusiasmus bewerkstelligt worden, der an Wuth gränzte. Die Geistlichkeit, so einflußreich auf den Geist der Bauern, hatte diejenigen, die sie zur Vertheidigung des Landes herbeigerufen, gesegnet und hatte ihnen Sieg und Unüberwindlichkeit verheißen. Die verehrte Jungfrau der sieben Schmerzen war durch

die Stadt getragen worden. Jede Armeeabtheilung, die den Franzosen entgegen geschickt worden, hatte sich vor dem Götterbilde auf die Knie niedergeworfen und geschworen, Moskau zu vertheidigen und nur als Sieger dahin wieder zurückzukehren? Wildes Geheul „Tod den Franzosen“ hatte die sanfte Marie einen Monat lang umtobt; denn so lange hatte der Durchzug der Truppen durch Moskau gedauert!

Ein Bauer, Freigelassener unter Paul I., ein Greis von achtzig Jahren, blind, Vater einer zahlreichen Familie, hatte dreizehn Söhne und Enkel freiwillig in die Truppen eintreten lassen. „Geht,“ hatte er ihnen zugerufen, „schont nicht Euer Blut in der Vertheidigung Eures Vaterlandes und Eurer Religion. Ihr werdet als Sieger zurückkehren. Gott ist gerecht; aber wenn sein Zorn schwer auf die Stadt niederfällt, und wenn die Fremden sie durch ihre Anwesenheit entheiligen sollen, so werden sie erst über meinen Leichnam hineindringen.“ —

Die Schlacht an der Moskwa ist verloren, die französischen Truppen rücken auf Moskau zu. Alle Einwohner fliehen, bald ist die Stadt ver-

lassen. Petrowitsch, der blinde Greis, wiedersteht den Thränen, dem Flehen seiner Familie und seiner Freunde und weigert sich, abzureisen. „Dieser Boden,“ rief er, mit dem Stab auf die Erde stoßend, „dieser Boden sah mich geboren werden, er nährte mich und trug mich achtzig Jahre hindurch . . . . . auf diesem Boden will ich sterben!“ Der Greis bleibt unerbittlich; seine ganze Familie wandert aus, mit sich fortnehmend, was sie der Plünderung zu entreißen vermag; die Thiere gehen dem traurigen Zuge voraus. Im Augenblick des Aufbruchs flehen vier Geschlechter auf ihren Knieen den Segen ihres verehrten Hauptes. Die hohe Gestalt von Petrowitsch, sein langes blondes Haar, sein schöner weißer Bart, der seine breite Brust bedeckt, seine großen schwarzen Augen, offen, stier, der Ort, der Moment, alles gibt diesem Schauspiel einen phantastischen Anstrich. Mit ausgebreiteten Händen sagt er langsam die Worte: „Gottes Segen und der Eures alten Vaters begleite Euch auf allen Wegen, wohin Euch Eure Schritte führen. Wir treffen uns da oben wieder, im Himmel, wo die verfluchten Franzosen nie hingelangen werden!“

Darauf flüstert er seinem ältesten Sohne zu: „Du gabst mir Dein Wort.“ Mit wilder Stimme versetzt Iwan: „ich werde es halten, Vater!“ —

Der Blinde ist so in seiner Wohnung zurückgeblieben; die ganze Familie ist abgezogen mit Ausnahme eines jungen Burschen von 16 Jahren, der sich das Loos seines Großvaters zu theilen entschlossen. Am andern Morgen defilirte die französische Avantgarde auf der großen Straße; die Spitze der Colonne berührte schon die Thore von Moskau. Von Zeit zu Zeit treffen einige Flintenschüsse in ihre Reihen; sie kommen von geschickter Hand; keine Kugel ist vergebens, stets verwundet oder tödtet sie Soldaten. Am Haupt getroffen stürzt ein Offizier vom Pferde; aller Augen suchen die Richtung, von wo der Schuß gekommen. Ein Greis, dessen langer Bart seine Brust bedeckt, sitzt auf dem Boden, an einen Baum gelehnt. Erbittert stürzen unsere Soldaten mit vorgestrecktem Bajonette auf ihn ein. Aber in demselben Augenblicke steigt ein Jüngling vom Baume herab, wirft sich vor dem Greise ihnen entgegen, zieht zwei Pistolen aus dem Gürtel, schießt sie ab, und zieht dann ein gewaltiges

Messer: doch von der Anzahl überwältigt, fällt er blutend und leblos zu Petrowitsch Füßen nieder. — „Jetzt, ihr verfluchten Franzosen, tödtet mich: dieser brave Bursche ist mein Sohn; ich, der blinde Petrowitsch, habe seinen Arm bewaffnet.“

Eine Stunde nachher rückt der Kaiser, von seinem Generalstabe umgeben, an diesem Orte vorüber. „Ah!“ rief er, sein Pferd rasch auf die andere Seite der Straße treibend, „das ist ein schändlicher Mord .... ein Greis! oh!!“ Aller Blicke wandten sich mit Entsetzen ab. Der Unglückliche saß da mit offenen und stieren Augen; sein schöner weißer Bart war mit Blut befleckt; seine grauen Kleider waren durch und durch von Säbelhieben durchbohrt; in dem Blute, das um den Baum herum eine Pfütze bildete, lag ein Jüngling, dessen blonde, lockigen Haare noch im Winde spielten.“

Es war ein entsetzlicher Anblick! Der Kaiser, von Natur abergläubig, ward davon ergriffen. Als er die Straßen von Moskau durchritt, um sich auf den Kremlin zu begeben, entsetzte ihn der Anblick der Stadt. Alle Häuser waren fest ver-

schlossen; man begegnete keinem einzigen Einwohner. Dieß Schweigen, dieß Verstummen einer großen Hauptstadt riefen auf allen Gesichtern eine tiefe Traurigkeit hervor. Die Freudenrufe unserer Soldaten, als sie die Stadt entdeckten („Moscou! Moscou!“ riefen sie, „die verheißne Stadt!“), dieser tobende Rausch hatte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht. — „Diese Einsamkeit ist erschreckend,“ sagte der Kaiser, indem er sich zu mir neigte. Ich unterlag demselben Eindruck!

Des Abends fand man einen Mann unter der Treppe, die zu den Zimmern des Kaisers führte, versteckt. Er wollte ihn sehen und befragen; aber der Mann sprach kein Wort französisch; man holte einen Dolmetscher; unruhig und ungeduldig durchschritt der Kaiser nach allen Richtungen das Zimmer; dann blieb er vor dem Gefangenen stehen, vergessend, daß er weder ihn verstehen noch ihm antworten konnte. Endlich kam der Dolmetscher. Das Zwiegespräch war lang und es war merkwürdig, den Stolz und die Begeisterung in Miene und Gebehrden dieses Mannes von hoher Gestalt und wildem Blick zu betrachten.

„Was sagt er, was sagt er?“ fragte der Kaiser jeden Augenblick. So erfuhren wir denn, daß dieser Mann, etwa fünfzig Jahre alt, Iwan sey, der älteste Sohn des blinden Petrowitsch, daß er seinem Vater auf das Evangelium geschworen, Napoleon zu ermorden. Um seinen Plan auszuführen hatte er sich verkleidet und versteckt, und in der That hatte er einen unserer auf der Straße getödteten Soldaten ausgezogen und mit Hülfe dieser Verkleidung war es ihm leicht gewesen, bis an den Ort, wo er versteckt gefunden worden war, zu dringen.“

— „Warum diesen wüthenden Haß? Was habe ich diesem Petrowitsch persönlich angethan?“

Der Dolmetscher erzählte dem Kaiser, was ich schon geschildert.

„Ich schenke diesem Fanatiker das Leben! Man führe ihn aus der Stadt hinaus. Ich will nicht, daß ihm ein Leids geschehe. Alles das muß unter uns bleiben,“ setzte er hinzu, indem er sich an die Zugegenseyenden wendete, „ich will nicht, daß davon gesprochen werde.“ —

„Coulaincourt,“ hob er an, als er in sein Schlafzimmer eingetreten, „mein Eintritt in Mos-

kau ist von den finstersten Anzeigen begleitet .... hier ist irgend ein Höllenwerk verabredet... Man hat den religiösen Fanatismus aufgeregt, das ist ein mächtiger Hebel bei einem rohen Volke, das glaubt . . . wenn man in Frankreich eine solche Gaukelei spielte, würde man ausgepfiffen werden. In Rußland schafft man sich mit diesem Hebel ergebene Meuchelmörder. Dieser Greis, welcher Charakter! . . . Der Frivolität der großen russischen Herren gegenüber, ist in diesem Volke die wilde Festigkeit des Panthers! Dieser Krieg gleicht keinem andern; bei Eylau, bei Friedland hatten wir Soldaten zu bekämpfen; hier müssen wir ein ganzes Volk überwinden! . . . . Vom Anfang des Feldzugs an, nichts als ausgeräumte Städte, aus denen der letzte Einwohner gewandert, Hungersnoth überall! . . . . In einer Wüste muß man für die materiellen Bedürfnisse einer zahlreichen Armee sorgen!“ —

Seine Stirn faltete sich; seine Augen, die sonst so merkwürdig klar, waren matt und schrecklich trüb; ein stechender Schmerz, ein unbeschreibliches Unbehagen malten sich auf seinen Zügen und in seinen Gebehrden. Ich suchte, seine finstern

Ahnungen zu zerstreuen; ich wußte, dieser famöse Zustand, war die Folge des Zwanges, den er sich seit 48 Stunden angethan. Aber um überreden zu können, muß man selbst überzeugt seyn, und ich sprach unter dem Einfluß der unheimlichsten Vorgefühle; die Worte kamen eisig aus meiner Seele; ich war selbst einer verzehrenden Unruhe preis gegeben."

Der Kaiser stand auf, ging lange mit untergeschlagenen Armen, den Kopf zur Erde gebeugt umher; dann blieb er vor mir stehen und sagte: „Murat, Murat, ohne meine Befehle abzuwarten, ohne von andern als von seinem tollen Gehirn Rath anzunehmen, Murat eilt auf dem Wege von Wladimir hin! . . . Kühn, glänzend in Feuer hat er nur den Geist des Muths und nicht den Muth des Geistes; sich anhalten wissen, ist oft weise gethan . . . Er hat keinen Menschenverstand. Ich bin aufgebracht über diese Fanfaronade, das ist eine Verlegenheit, die er mir auf den Hals wirft . . . . Ich kann ihn nicht zurückrufen, ohne unsere Schwäche zu verrathen, und wenn ich ihm Verstärkung schicke, so beginnt der Krieg wieder; immer werde ich von den

Meinigen schlecht verstanden, schlecht unterstützt,“ schloß er und begann wieder seine Gänge!

Ich wollte diese tollkühne Unternehmung, die unter den gegenwärtigen Umständen wirklich ein Unglück war, auf die Tapferkeit und den Ungestüm des Königs von Neapel zurückwerfen.

„Nein, nein, Coulaincourt; das ist lächerliche Unvorsichtigkeit, und weiter nichts. Diese Leute vermochten ihr hohes Glück nicht zu ertragen, der Kopf wird ihnen schwindlich; — ich habe thörichte Schulen durchgemacht — lassen wir das!“ Er näherte sich einem Tisch, entfaltete eine Karte von Polen: „Sehen Sie, Coulaincourt, ich konnte in Polen nicht bleiben; ich hätte leicht von allen Seiten umgeben werden können, wenn einige von meinen Verbündeten abfallen... O! es lag große Gefahr in dieser Unternehmung ... und dennoch!! Nein, ich mußte vorwärts, durch die reißende Schnelle meines Marsches und meiner Siege in Erstaunen setzen ... jetzt ist der Würfel gefallen; vor sechs Wochen noch muß ich in St. Petersburg seyn, ich muß! Dort werde ich meine Winterquartiere beziehen ... Ich dachte, mich hier aufzuhalten; die Armee soll

sich nur hier ausruhen . . . . ich muß den 1ten December in St. Petersburg seyn. Ich stelle meine Truppen in Schachzügen auf," fuhr er fort, sich wieder belebend: „von Frankreich werden mir Verstärkungen kommen, es werden deren sich bilden; meine Festungen sind auf sechs Monate mit allem Nöthigen versehen . . . das ist eine furchtbare Ligue . . . . aber ich werde ihrer Herr mit Gottes Hülfe!" —

„Aber ich theilte die Hoffnungen des Kaisers nicht. Man konnte damals durchaus nichts für die Zukunft anordnen. Um uns her drängten sich die Ereignisse; der Boden brannte, der Vulkan kochte unter unsern Füßen, und schon um diese Zeit" — das sagte der Herzog von Vicenza mit bitterer Entmuthigung — „schon um diese Zeit verhieß mir die Zukunft nichts mehr! Der Kaiser konnte sich vielleicht noch mit trügerischen Hoffnungen wiegen, aber ich, ich war es nicht mehr im Stande. Die im Finstern von England betriebenen Umtriebe kamen jetzt zur vollen und gänzlichen Ausführung: Rußland, das seine barbarischen Völkerschaften auf uns losließ, nützte gefährliche Hülfsquellen: es war sein letzter

Einsatz. Zu dieser Stunde schon war Kutusof, angereizt vom englischen Cabinet, Kutusof der Generalissimus, war mehr König als Alexander, der Kaiser aller Reußen. Alexander mußte Napoleon besiegen oder er verlor Krone und Leben. Sein langes Widerstreben, mit Frankreich zu brechen, hatte das Mißtrauen aller Classen gegen ihn rege gemacht und ihm die öffentliche Meinung entfremdet. Im Herzen seiner Staaten war eine furchtbare Parthei; und diese Parthei wartete nur auf eine Gelegenheit, um den liberalen Czaaren vom Throne zu stürzen, ihn, der da gewagt hatte, den Gedanken einer allmähligen Freigebung der Leibeigenen zu träumen .... Der Vorliebe Alexanders für Napoleon schrieb man die Verluste zu, welche das Continentalsystem, verderblich für das Land und vortheilhaft nur für Frankreich, das so oft mit dem zugeschworenen Glauben gespielt, dem Handel zugezogen hatten. Diese Beschwerden, von einem verwegenen Häuptling dargelegt, hätten sicher die Massen fortgerissen. Auf diese Weise sprachen die hohen Klassen die Anklage aus, um sie volksthümlicher zu machen; aber Alles dieß war nur Vorwand.

Während der letzten Monate meines Aufenthaltes in Petersburg, wie oft hatte nicht Alexander diese seine Besorgnisse in unseren vertraulichen Zusammenkünften gegen mich ausgeschüttet. Der ewige Feind Frankreichs, England, unterhielt am russischen Hofe geheime Rathgeber, welche um den Thron herum Abneigung und Mißvergnügen stärkten. Das englische Cabinet wußte sehr wohl, daß jeder Kreuzzug gegen Frankreich unmöglich war, so lange Rußland mit Frankreich verbündet blieb. Alle übrigen Mächte waren einverstanden; alle Könige sponnen Abfall, nur einer nicht; und diesen mußte man entweder verführen, oder ihn verderben.

In der Epoche, von der ich spreche, war Alexander nicht der junge unbefangene und leichtfertige Mann mehr. Die schwierigen Verhältnisse, die sich von allen Seiten erhoben, machten ihn vorsichtig, und er beurtheilte vollkommen richtig seine persönliche Lage. Er sagte mir, was er seinen eigenen Brüdern nicht gesagt haben würde . . . was er seinen Ministern nicht sagen konnte, ohne Gefahr vielleicht. Unter zutraulichem äußeren Wesen verbarg er düstere Be-

sorgnisse . . . Die Dinge waren bereits dahin gelangt, daß es vom Kaiser sehr unklug gewesen wäre, seine nächtlichen Besuche, bei denen er mir Jahrs zuvor seine Liebesbekümmernisse erzählt, zu wiederholen. Für ihn auch war die gute Zeit vorüber!

Bei der erbitterten Aufregung, in welcher man die Gemüther erhielt, wurde seine Vertraulichkeit mit dem französischen Gesandten bitter getadelt, das wußte er. Manchmal lachten wir wohl noch so herzlich als sonst, indem wir uns so geheimnißvolle Rendez-vous gaben, als wären wir zwei junge Verliebte gewesen. „Lieber Coulaincourt,“ sagte er eines Abends zu mir, und lehnte sich auf den Balkon der Zimmer der Kaiserin, „mein lieber Coulaincourt, in meinen ungeheuren Staaten habe ich nicht einen einzigen Freund, dem ich mein Herz eröffnen könnte. Ich überliefere meine geheimen Besorgnisse Ihrer Ehre und nicht dem Gesandten von Frankreich. Der Kaiser Napoleon muß erfahren, was man gegen ihn ausspinnt. Ich habe Ihnen nichts verschwiegen, lieber Herzog; ich überschritt vielleicht in meinen vertraulichen Mittheilungen die Gränzen der vollkom-

mensten Rechtlichkeit . . . Sagen Sie Ihrem Kaiser Alles, was ich Ihnen offenbarte, Alles was Sie lasen uud sahen. Sagen Sie ihm ferner, daß der Boden hier unter meinen Füßen zittert. Daß, weil er die Verträge nicht treulich gehalten, in meinem eigenen Reiche meine Lage unerträglich geworden sey; übermachen Sie in meinem Namen diese offene und letzte Erklärung; denn ist der Krieg einmal begonnen, so muß einer von uns beiden, Alexander oder Napoleon, seine Krone verlieren."

Ich habe mich des edelmüthigen Auftrags, der mir von ihm geworden, entledigt; ich habe Vorwürfe und zornige Ausbrüche ertragen; ich widerstand auf die Gefahr hin, mich in dem Kampfe, den ich unterhielt, zu verderben, den Vorwänden, welche dem Kriege von 1812 zu Grunde gelegt wurden. Bei einer heftigen Besprechung, wo ich vergeblich meine besten Gründe erschöpft, wo der Kaiser aber durch ein stechendes Wort mich auf das Äußerste brachte, antwortete ich ihm: „Sire, mein Leben gehört Ihnen, verfügen Sie darüber auf den Schlachtfeldern für die heilige Sache des Landes. Aber hier sind

meine Ueberzeugungen im Widerspruch mit den Ihrigen; mein Gewissen und meine Ehre gehören nur mir — und ich wäre ein Elender, wenn ich Ew. Majestät zu Gefallen die Sache Frankreichs verläugnete!“

— „Was wollen Sie damit sagen, Herr?“ fragte er, rasch auf mich zutretend.

„Ich widerhole Ew. Majestät, während es noch Zeit ist, daß dieser Krieg für das Land nur einen verderblichen Ausgang haben kann; daß alle Mächte sich in Masse gegen einen Einzigen erheben werden; Sie stürzen sich in's Verderben, Sire, und Frankreich — das sind Sie!“

Sechs Monate waren seit dieser Scene vergangen, und nun befand ich mich wieder allein mit dem Kaiser; aber nicht mehr in den Tuilerien, sondern im Palaste der Czaren, im Kremlin, in Moskau! Dieß war fabelhaft! Die unerklärbare Schickung drückte meinen verachteten Warnungen ein schreckliches Siegel auf! Dachte der Kaiser damals wohl an unsere Besprechungen, an meinen hartnäckigen Widerstand? Alles das wußte er, daß meine Anhänglichkeit, meine unbedingte Hingebung ihm niemals fehlen würden,

und in Tagen des Unglücks zählte er auf mich ohne den mindesten Rückhalt. Ich verscheuchte meine eigenen Schmerzen von mir, um mich mit den seinigen zu beschäftigen; ich suchte die Unterhaltung wieder zu beleben; ich kannte ihn; ich wußte, daß, wenn er sich ergösse, er sich leicht beruhigte. Seine sinnende Gemüthsart machte ihn geneigt, seine Empfindungen in sich selbst aufzureiben; Napoleon theilte sich nie nach Außen mit. Als Schüler in Brienne, als Souslieutenant der Artillerie hatte er Cameraden, aber keine reunde. Die Freuden, die süßen Vertraulichkeiten der Jugend hatten zu dieser besonderen Natur keinen Zugang. Sein unermeßliches Glück hatte nicht einmal den Blüthenstaub von seiner bronzenen Seele, die sich von selbst in sich zurückzog, abgestreift. Er liebte Berthier, auch Duroc; dies waren fast die einzigen Menschen in seinem Innern, mit denen er vertraulich umging, aber gegen die er sich nicht ergoß, und darin liegt ein großer Unterschied. Mit mir war er nicht vertraulich, aber er dachte ganz laut in meiner Gegenwart, wiewohl ich so manchmal ihm zu widersprechen in den Fall kam. O, wenn er

Er selbst seyn konnte, war er immer aufrichtig und gut!

Ich suchte ihm vorzustellen, wie viel Wahrscheinlichkeit uns unsere letzten Siege geben müßten, von Rußland Friedenseröffnungen zu erhalten. Ich glaubte daran selbst nicht; aber ich wollte ihm vor Allem jene Ruhe, die in der schrecklichen Lage, in welcher wir uns befanden, so nothwendig war, wieder verschaffen. „Nein, Coulaincourt, weder ich noch Sie können uns über die unberechenbaren Folgen dieses fanatischen und verzweifelnden Kampfes täuschen .... Die Mittel, die sie anwenden, zernichten meine Eroberungen sicherer als Eisen und Kanonen ...“

Diesen Gedanken hatte der Kaiser bei seinem Einzug in Moskau buchstäblich mit den drei Worten: welche erschreckende Einsamkeit, übertragen. — In der That, die Einnahme jeder Stadt kostete uns Ströme Bluts, und in allen trafen wir diese schreckliche Einöde, dieß Todesschweigen. Die Stimmung der Armee hatte darunter außerordentlich gelitten.

Er hob wieder an: „Ich möchte wohl von hier aus einen ehrenvollen Frieden anbieten, aber

sie werden ihn nicht annehmen. — Dieser Murat, bei Gott! hat einen dummen Streich gemacht; diese Uebereilung durchkreuzt alle meine Berechnungen; er sieht gerade so weit als — wenn er sich mit dem Degen herum schlägt, so denkt er, er sey ein großer König" dabei zuckte er die Achseln.

„Da ich fortgerissen worden bin," fuhr der Herzog fort, „Ihnen die vertrautesten Details über die beklagenswerthe Epoche von Moskau zu erzählen, so kann ich nicht umhin, von einer Behauptung zu sprechen, die in der letzten Zeit Glauben gefunden, weil sie darauf ausgeht, sein Andenken herabzusetzen. Seine Schwächen und Fehler sind der menschlichen Natur inwohnend, aber ein Mann von Herz sollte Napoleons Ruhm wenigstens nicht antasten. Das ist eine Volksdomaine, unveräußerlich in Frankreich. So weise ich mit allen meinen Kräften die Rolle zurück, die man mir neben ihm hat anweisen wollen.

Es ist falsch, wenn man behauptet, der Kaiser habe mir vorgeschlagen, mit einer Sendung an den Kaiser Alexander abzugehen und daß ich mich dessen geweigert. Die, welche solche Kleinlichkeiten zu Tage fördern, haben niemals, was in des Kaisers

Cabinete vorging, als von Weitem durch eine Thürspalte gesehen. Erstens konnte es dem Kaiser gar nicht einfallen, einen Großwürdenträger seiner Krone mit einem Briefe an Alexander zu schicken. Wenn die Vergleichsvorschläge Napoleons angenommen worden wären, und es dann um einen Friedensschluß sich gehandelt hätte, alsdann hätte ich ihm von einigem Nutzen seyn können, und würde mir eine Ehre daraus gemacht haben, denselben zu vermitteln. Aber die Umstände ließen es durchaus nicht zu, daß man vom französischen Lager aus einen offiziellen Bevollmächtigten nach St. Petersburg schickte. Meine Weigerung ist daher nur in der Einbildungskraft der Urheber dieser Fabel vorhanden. Ebenso verhält es sich mit der angeblichen Kälte, die ich dem Kaiser bewiesen haben soll, weil ich den ganzen Feldzug gegen Rußland gemißbilligt. Ich sagte Ihnen schon, was ich that, um ihn zu verhindern. Jetzt aber war es einmal geschehen und der unglückliche Napoleon war für mich Gegenstand eines heiligen Cultus. Der infame Gedanke, ihm sein Unrecht fühlen zu lassen, wäre im Angesichte der Ereignisse, die ihn niederschlugen, eine Nieder-

trächtigkeit gewesen. Der Augenblick war für alle die, welche ein Herz in ihrem Busen schlagen fühlten, herbeigekommen, um ihm die Wohlthaten, mit denen er uns in den Tagen seiner Allgewalt überhäuft, zu vergelten, und zwar durch eine blinde und unbedingte Hingebung; Schmach wäre es gewesen, anders zu handeln! —

Nein; ich bin ihm weder einen Tag noch eine Stunde lang untreu gewesen; diese Infamie wird mein Andenken nicht beflecken. Seine Leiden fuhren mir durch mein Herz, seine Unfälle kosteten mir mein Leben; und meine Bewunderung folgt ihm über das Grab hinaus!

Es war der General Lauriston, der den Auftrag erhielt, einen eigenhändigen Brief Napoleons an Alexander zu überbringen. Keiner von uns, weder Napoleon noch ich, hofften einen günstigen Erfolg. Aber warum sollte ich es nicht sagen? der unter der Wucht der Verantwortlichkeit über das Schicksal der Armee, die er 800 Stunden weit von ihrem Lande geführt, erliegende Kaiser beugte auf edle Weise seinen Stolz vor seinem Gewissen. Diese Demüthigung, denn es war eine, war eine Nothwendigkeit, die er mit all seinem

Blute hätte abkaufen mögen. Diese Handlung ist eine der größten in Napoleons Leben! Schande! Schande über die, welche dieselbe nicht begriffen . . . dieß ist die Wahrheit in Betreff dieser Episode von Moskau! —

Ich komme zu meiner Darstellung zurück. Die Nacht rückte vor und der Kaiser, in ewiger Unruhe, setzte sich nieder, ging dann wieder herum; er konnte an keinem Platze verbleiben. — „Gehen Sie zur Ruhe, Coulaincourt!“ sagte er zu mir mit traurigem und liebreichem Tone!

— „Nein, Sire, das könnte ich nicht. Lassen Sie mich bei Ew. Majestät bleiben!“

Er reichte mir die Hand.

— „Armer Coulaincourt; in diesem Falle versuchen wir uns zu zerstreuen. In drei Tagen werde ich 250,000 Mann hier haben; sehen Sie!“ hier zeigte er auf seine Etappencarten. „Dieselben werden Dächer finden um sich zu schützen. Aber man muß für Lebensmittel sorgen, die verschiedenen Armeedienste organisiren. Und — Nichts! Nichts! — Wüste! Hungersnoth überall!“ —

In diesem Augenblicke erleuchtete ein heller Schein die Fenster. Wir sprangen auf und sahen

der Horizont roth und entzündet; die Luft war schwer und erstickend. Das Geschrei: „Feuer! Feuer!“ erhob sich aus den Höfen des Kremlin, wo die Garden bivouakirten. Einige Rufe: Es lebe der Kaiser! erklangen dazwischen. Die Wackeren schienen ihn benachrichtigen zu wollen, daß sie da wären, daß sie über ihn wachten. In der vergangenen Nacht waren schon einzelne Feuersbrünste ausgebrochen, die aber der, zum Gouverneur von Moskau ernannte Marschall Mortier, mit uns, der Unordnung, welche immer von der Unterbringung von Truppen unzertrennlich ist, zugeschrieben hatte.

Ein Offizier vom Generalstabe trat herein und meldete, daß das Feuer zu gleicher Zeit in verschiedenen Stadtvierteln ausbreche und zwar in Gebäuden und Palästen, die verschlossen und unbewohnt seyen. Mehrere Generale kamen und alle Berichte stimmten überein; es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Zerstörung von Moskau förmlich angeordnet und befohlen worden sey. —

Da fand der Kaiser alle seine Kraft wieder, um, wie auf einem Krönungswagen, aufzutreten. Mit ruhigem und zuversichtlichem Tone gab er

Befehle, nach den bedrohten und nach den noch nicht vom Feuer erreichten Punkten Hülfe zu schaffen. „Löscht das Feuer, rettet was gerettet werden kann. Geht, ihr Herren, ich mache jeden Chef verantwortlich für die Vollstreckung meiner Befehle. Jeder von euch, ihr Herren, thue seine Schuldigkeit .... ich werde zu Pferde steigen. Sagt meinen Soldaten, daß ich mich bald in ihrer Mitte befinden würde.“ Darauf rief er den Fürsten von Neufchatel. „Berthier, wo liegen die Kornmagazine? Schicken Sie einen zuverläßigen Offizier dahin, daß er mir Bericht über die Gefahr abstatte, die etwa den Kornmagazinen drohen könnte — man schicke die junge Garde dahin — Eile, Eile! Berthier!“ —

Aber als wir nun endlich uns allein befanden, rief er: „Das übersteigt alle meine Befürchtungen! ... Das ist ein Vernichtungskrieg, das ist eine wilde, grausame Taktik, die kein Beispiel in den Annalen der Civilisation hat .... möge die Verfluchung künftiger Jahrhunderte auf die Urheber dieses barbarischen Vandalismus fallen!! Ihre eigenen Städte in Brand stecken, ah!!“ — Die Worte kamen kurz und gebrochen aus seiner

keuchenden Brust, ein finsteres Feuer strahlte aus seinen Augen. „Diesen Leuten hat der Teufel das eingegeben — welcher wilde Entschluß! welches Volk! welches Volk!“ —

O! Von dieser Stunde an war Napoleon auf den Tod getroffen!! Die moralische Energie widerstand noch, aber die physische Natur unterlag! Der erste Faden seines Daseyns zerriß im Kremlin, seine letzte Stunde schlug auf St. Helena! . . . Solche Empfindungen tödten, ich weiß es, ich!“

Erschöpft hielt hier der Herzog von Vicenza ein. Auf seinen zerstörten Zügen zeichnete sich das Drama der letzten Zeiten des Kaiserreichs! Wir wollten über die so betrübende Epoche seiner Erinnerungen von Moskau weggehen; aber das Interesse, das sich an sie knüpfte, war zu mächtig.

„Am andern Morgen,“ hob der Herzog wieder an, „hielt der Kaiser die gewöhnliche Musterung seiner Garde im Kremlin, und Niemand hatte auf seiner entwölkten Stirn die peinlichen Sorgen der vergangenen Nacht gelesen. Napoleon besaß im höchsten Grade die Nothtugend der Könige: Verstellung. Sie müssen lächeln, auch wenn die

Dornen der Krone das Blut über die Stirn dessen, der sie trägt, herabrieseln machen. Sie müssen lächeln, auch wenn alle goldenen Träume entschwinden, wenn alle schönen Täuschungen davongegangen. Sie müssen lächeln, weil von der moralischen Zuversicht jedes Einzelnen das Wohl Aller abhängt. O! dieß Lächeln, glaubt es, ist eine der schwersten Bedingungen, die am Elende der Throne haften. —

Man hat sich unterstanden, diese in dem brennenden Moskau abgehaltenen Musterungen, die vom Kremlin datirten Dekrete zu tadeln und lächerlich zu machen; dieß ist der Gipfel der Verstocktheit. Achthundert Stunden von der Hauptstadt entfernt, mußte man wissen, daß der mächtige Wille des Kaisers sie noch beherrschte. Seine Armee mußte die Ueberzeugung haben, daß, fern oder nah, er über Alles und über Alle wachte; sie mußte in Moskau in einem eroberten Lande liegen, und sich in Verbindung mit der Familie und dem häuslichen Herde glauben. Die armen Soldaten mußten alles dieß glauben, um geduldiger Hunger und Unfälle zu ertragen, sie, die bisher immer nur an Erfolge gewöhnt gewesen.

Sie mußten noch auf Rückkehr hoffen können, damit sie der Muthlosigkeit, jener schrecklichen Hyder, welche selbst die Stärksten und Wackersten nicht verschont, nicht unterlägen! —

Wenn Napoleon in den brennenden Straßen, zwischen zwei Feuermauern und in einem glühenden Aschenregen, mit kaltem Blute der drohendsten Gefahr trotzte, um dahin zu eilen, wo seine Gegenwart zur Rettung der Kornmagazine oder eines Hospitals ermuthigen konnte, so waren diese Verwegenheit, dieß hingebende Benehmen zugleich politische Handlungen höchster Einsicht. Wie oft hörte ich nicht Soldaten, die eben noch geisterbleich und betäubt dagestanden, sobald sie ihn in den Straßen von Moskau den Tod herausfordern sahen, ausrufen: „Wir stecken tief drin; aber, bah! das ist gleich; er wird uns schon wieder herausziehen!“ Diese wenigen Worte sind sehr gemein, aber sie sind eine siegreiche Antwort auf ganze Bände voller Salons-Politik. In seinen Unfällen war der Kaiser viel größer, viel außerordentlicher, als in den Zeiten, wo er die Welt durch seine wunderbaren

Erfolge in Erstaunen setzte. Napoleon ist noch heut zu Tage nicht erkannt. —

In Frankreich findet man viel Urtheiler und wenig Denker. Alles, was in mir an Energie ist, empört sich, wenn ich Romane lese, die zu Titeln haben: **Histoire de Napoléon, histoire etc. etc.** Ein einziger Mann ist historisch und wahr gewesen: dieß ist Fain; und seine persönliche Stellung zum Kaiser war auch eine solche, in der er ihn kennen konnte. Die Andern zitterten vor ihm, und kannten ihn weniger, als der letzte Soldat seiner alten Garde. Aber die Menschen sind so gemacht! Sie glauben Geschichte zu schreiben, wenn sie nur ihre eigenen Eindrücke vorbringen. —"

Der Herzog von Vicenza erzählte mit einer Herzenswärme, mit einem Feuer, die seine Berichte zu einem schönen Gemälde erhoben. Unsere Seele drang in unsere Augen, wenn wir ihm zuhörten, und wir fühlten mit ihm alle seine Freude, all' seinen Schmerz. Man fühlte, daß dieser Mann den Kelch menschlicher Leiden bis auf den Boden ausgeleert, daß sein ganzes moralisches Seyn sich in die Vergangenheit geflüchtet. Sein bleiches und zerstörtes Antlitz, seine Schwäche

und Erschöpfung verrathende Haltung, waren in vollem Einklang mit seinem ernsten und melancholischen Worte; es schien, als tönten seine Aufschlüsse aus dem Grabe hervor, und, wenn er zu sprechen aufgehört, hörte man ihn immer noch.

Unsere Plaudereien auf dem Morgenspaziergängen waren weniger ernsthaft, weniger tief; die Herbstabende aber gaben uns eine gehaltenere, trübere Stimmung; die schönen Tage schwanden. Aber die Morgen benutzten wir, um die Umgebungen der Stadt zu durchstreifen; sie sind sehr waldig und sehr abwechselnd; jeden Augenblick begegneten wir heitern und lärmenden Spaziergängern. Die Cavalcaden auf Eseln riefen uns Montmorency und seine heitern Freuden zurück. Es gibt keine Leiden, die nicht auf Augenblicke von den Gegenständen, die unsern Blick erheitern, zurückwichen; beim Anblick einer anmuthigen und lachenden Landschaft sänftigt und beruhigt sich die Einbildungskraft.

Eines Tages hielt uns Therese an, die wahnsinnige. Armes Wesen, das denen, die auf Kosten eines entsetzlichen Unglücks lachen und scherzen

können, zum Spielwerk diente. Ihre Monomanie war sanft und harmlos. Sie befragte alle Vorübergehenden um Nachrichten von der Kaiserin, und wenn man sie fragte, welche Kaiserin sie meine, so antwortete sie mit der Miene naivsten Erstaunens: „von der Kaiserin von Plombières.“ Wir erfuhren, daß ein Sohn dieser Frau während einer Reise der Kaiserin nach Plombières als Conscribirter eingefordert worden war, und Theresa ihre Verwendung anflehte, daß der junge Mann freigelassen werde. Ein solche Gunst zu erhalten war aber nicht in den Gränzen des Einflußes der Kaiserin. In diesem Punkte war Napoleon unerbittlich. Die Herrscherin vermochte keinen Soldaten ihres Reichs vom Dienst zu befreien, aber sie konnte ihm einen Stellvertreter kaufen. Josephine, die gut und großmüthig war, gab das Geld und Therese behielt ihren Sohn. Viele Jahre waren über diese wohlthätige Handlung hingegangen. Die Mutter hatte ihren Verstand verloren, aber nicht das dankbare Gedächtniß des Herzens.

„Diese Tolle,“ sagte der Herzog von Vicenza, „erinnert mich daran, daß wir beim Eintritt in

Pirna im Jahr 1813 das Hospital der Wahnsinnigen räumen lassen mußten, um unsere Verwundeten dort unterzubringen. Wiewohl diese Maßregel unvermeidlich war, so war sie dem Kaiser doch höchst unangenehm. Er ließ sich erkundigen, wo man diese Unglücklichen hingeschafft. Die Stadt war von unseren Truppen überfüllt, und darum brachte man sie vorläufig in eine Kirche. Unter den weiblichen Wahnsinnigen befand sich eine, die sich für die Mutter Gottes hielt. Beim Eintritt in die Kirche hatte sie sich der Capelle der heiligen Jungfrau bemächtigt, und empfing in dieser Eigenschaft die Anwesenden, als ob sie in ihrem eigenen Salon gewesen wäre. „Wie glücklich bin ich," rief sie, „da bin ich endlich im Hause meines Sohnes: Dank dafür an Bonaparte; sagen sie ihm, er werde in unserem Hause willkommen seyn; mein Sohn und ich erwarten seinen Besuch." —

Ein anderes junges Mädchen, schön wie ein Engel, und einer ausgezeichneten Familie angehörig, war aus Liebe zu Napoleon wahnsinnig geworden, und zwar in der Zeit der Kriege von 1807. Sie wollte mir auf den Namen Napo-

leonide antworten. In dem Tumult des Umziehens in die Kirche fielen ihr die französischen Uniformen lebhaft in die Augen. Einige helle Augenblicke kamen ihr wieder, und sie wollte durchaus ihren Napoleon sehen. Ihr langes blondes Haar aufgelöst, Thränen in den Augen, mit bittend gefalteten Händen bat sie mit flehender sanfter Stimme, daß man sie zu Napoleon führe. Sie wiederholte diese Bitte jedem Offizier, der die Kirche und die Wahnsinnigen zu sehen kam, mit so unermüdlicher Beharrlichkeit, daß Turenne, der Stallmeister des Kaisers, ihm die Geschichte des armen jungen, aus Liebe zu Sr. Majestät wahnsinnig gewordenen Mädchens erzählte, und ihn befragte, ob er wolle, daß sie zu ihm geführt werde?

— „Hüten Sie sich ja, Turenne;“ antwortete der Kaiser lachend; „ich habe Tolle genug in meinem eigenen Reiche, um mich noch mit denen von Sachsen befassen zu können!“

Im Jahr 1808 oder 1809 glaube ich, begleitete ich den Kaiser bei einem Besuche des kaiserlichen Hospitals von Charenton. Er untersuchte die Anstalt in ihren geringsten Details,

und ließ sich über die gemachten Heilungsversuche und die für diese oder jene Wahnsinnsart vorhandenen wahrscheinlichen Erfolge genauen Bericht erstatten. Sein Besuch dauerte lange und war sehr umständlich. Besonders befahl er, „die armen Leute mit der größten Milde zu behandeln.“

Auf dem Rückwege von Charenton war er nachdenklich. „Dieser Besuch,“ sagte er, „hat mich traurig gemacht. Der Wahnsinn ist eine scheußliche Erniedrigung der Menschheit .... ich, ich werde in keinem Falle wahnsinnig .... mein Kopf ist von Eisen ..... Unter gewissen Umständen (er wiederholte sehr oft diese Redensart) würde ich der Verzweiflung auf eine andere Weise ein Ende machen .... ich habe darüber sehr bestimmte Ansichten .... Sie könnten berichten hören, Coulaincourt, daß ich plötzlich das Leben verlassen, aber niemals, daß ich wahnsinnig geworden.“ —

„Später,“ setzte hier der Herzog hinzu, „im Jahr 1814, in der schrecklichen Nacht von Fontainebleau, erinnerte mich der Unglückliche an diese Worte! und,“ sagte er, „dieser Gedanke ist mir zu Charenton gekommen ... ich begriff damals,

daß es vorzuziehen sey, zu sterben, als ein Gegenstand des Mitleids für Andere zu werden!“ —

„Ja, Moskau, Chatillon, Fontainebleau und die hundert Tage,“ sagte lebhaft der Herzog von Vicenza, „sind der Alp, der unaufhörlich in meinen qualvollen Nächten auf mir liegt!“

Neuntes Kapitel.

Die Entführung von Ettenheim.

Wir Pariser eilen in die Schweiz, dort Gefühlsaufregungen, schöne Naturscenen und Aussichten aufzusuchen, und unser Frankreich bietet uns in dieser Beziehung doch Alles, was Auge und Einbildungskraft befriedigen können. Das Departement der Vogesen ist äußerst pittoresk, und hat reizende Landschaften. Bei einem unserer Morgenausflüge besuchten wir Val-Dajou, eine Stunde von Plombières. Der Val-Dajou ist nicht einmal ein Weiler. Auf den Abhängen eines Grundes, den köstliche schattige Pfade krönen, liegen einzelne kleine Häuser zerstreut. Im Innern des Grundes ist Alles grün, frisch und lachend. Die kleinen Häuschen sind weiß angestrichen und höchst sauber, mit glänzend rothen Ziegeln gedeckt, und diese strahlen in der Sonne wie schillernde

Steine; schöne große Ziegen, Schaafe und Kühe weiden in den Wiesen der Niederung, die ein klarer Bach durchrieselt. Hier und dort sieht man Rauch aus einem Schornsteine emporsteigen. Gruppen spielender Kinder ergötzen sich auf dem Rasen. Ein junges Mädchen, einen gefüllten Wasserkrug nachläßig auf dem Haupte tragend, steigt langsam den steilen Abhang vom Bache aus zu der Behausung auf. Leben und Bewegung herrscht in dieser Einöde, wo einige Familien, eingeschlossen in der Art von Trichter, den Val-Dajou bildet, leben und sterben.

Der Herzog von Vicenza, Oberst R. und ich, auf einer der Bänke im Gehölz, das dieß reizende Gemälde beherrscht, sitzend, stritten philosophisch über das unerschöpfliche Thema eines vergleichsweisen Glückes. Mir, der armen Kranken, schien es, daß in dieser so ruhigen, so anmuthigen Umgebung ich meine Gesundheit wieder gewinnen, und daß ich mein Leben hier zubringen würde, ohne unsere so lärmenden, so den Geist tödtenden Städte einen Augenblick zu bedauern. Ich vergaß, daß die Bewohner dieses niedlichen Ortes acht Monat im Jahr unter dem Schnee vergraben zubringen.

„Gewiß,“ sagte der Herzog von Vicenza, der wahrscheinlich weniger schäfernaturartig war, als ich; „gewiß sind diese Leute glücklich; aber wir könnten es in derselben Lage nicht seyn. Sie genießen eines durchaus negativen und ganz materiellen Glückes, das unsern feinen Gewohnheiten, den Bedürfnissen unseres Geistes durchaus nicht genügen würde; das Glück wird von dem Charakter jedes Einzelnen, von seinen Neigungen, Empfindungen und Leidenschaften bedingt.“

In diesem Augenblicke wurden wir durch die Ankunft des Herrn von N., der mit uns zugleich in Plombières war, unterbrochen. Nachdem wir einige Worte gewechselt, nahm der Oberst seinen Freund von N. beim Arm; beide Herren entfernten sich und ich blieb mit dem Herzog von Vicenza allein.

Wie es immer der Fall war, wenn wir uns unter vier Augen befanden; so auch jetzt; unsere Unterhaltung wurde vertraulicher. Jeder von uns entwickelte, was er unter einem glücklichen und reichen Leben verstünde, wie er in der Trunkenheit der ersten Jugend das Glück sich geträumt; wie die Enttäuschung gekommen; und dann das trost-

lose positive Streben, das sich so schnell lerne, und das erbarmungslos die süßen, schönen Träume einer feurigen, edelmüthigen Seele zerstöre.

Der Himmel war rein und blau; die Bäume, welche einen grünen Dom über unsern Häuptern bildeten, waren regungslos, zu unsern Füßen lag das entzückende Val-Dajou, um uns eine zauberhafte Umgebung. Wir haben es wohl Alle erfahren; der Zustand der Atmosphäre, die Umgebung, üben einen gewaltigen Einfluß auf unsere Seelenstimmungen. Unwillkührlich schweift der Gedanke umher, bald reine Freude enthüllend, bald schmerzende Sorgen hervorrufend.

Wir waren verstummt. In der Haltung des Herzogs lag eine so wahre, so sprechende Trauer, daß ich in sein Nachdenken gewöhnliche Gemeinplätze zu werfen nicht wagte. Ich wartete, bis er selbst dieß Schweigen brechen würde.

„Ein einzigesmal in meinem Leben," hob er dann an, „fehlte mir der feste Muth, welcher die Kraft gibt, ein unermeßliches Opfer zu bringen; — das Opfer nämlich aller ehrgeizigen Träume des Jünglings. Im Bewußtseyn meiner Unschuld verachtete ich die Ungerechtigkeit und

dies Vorurtheil, das die höhere Gesellschaft über mich hegte; aber als die Umstände den Mann, der mich so hoch gestellt, gestürzt hatten, versuchte die unerbittliche, ihren alten Haß immer berechnende Welt eine gehässige Anklage gegen mich wieder aufzuwecken. Sie selbst, Madame, haben Sie es je geglaubt, oder glauben Sie es diesen Augenblick noch, daß ich ein elender Verräther seyn könnte?“

Diese Frage wurde in einem so kurzen, so besorgten Tone vorgelegt, daß sie mich sehr schmerzte. Die nur zu berüchtigte Sendung nach Ettenheim war ein Gegenstand, den ich mich zu berühren gehütet hatte, wiewohl ich keineswegs die Erbitterung gewisser Leute gegen den Herzog von Vicenza theilte. Ich habe auf verschiedene Weise von dieser Angelegenheit sprechen hören, und ich war höchst neugierig, von dem Herzoge selbst die Details darüber zu vernehmen; aber es wäre grausam von meiner Seite gewesen, Erörterungen darüber zu veranlassen. Einige Tage vorher hatte ich zufällig des Namens des Generals Leval, mit dem ich sehr befreundet war, erwähnt, und bei diesem Namen hatte sich der Blick des Herzogs verfin-

stert; ich hatte sogleich begriffen, daß Ettenheim und Straßburg, wo der General zu dieser Epoche commandirte, von einer schrecklichen Erinnerung unzertrennlich waren. Ich brach also kurz ab, und hütete mich seitdem, darauf zurückzukommen. Die jetzige Befragung des Herzogs von Vicenza setzte mich einen Augenblick außer Fassung; doch war ich darauf, wie immer, aufrichtig und wahr.

„Herr Herzog,“ antwortete ich ihm; „zur Zeit des Todes des Herzogs von Enghien war ich noch sehr jung; erst im Jahre 1814 hörte ich zum erstenmale davon sprechen und konnte mir darum keine richtige Meinung von diesem traurigen Vorfalle bilden; die Meinungen Anderer waren getheilt. Sie hatten Ankläger, aber auch ehrenwerthe und eifrige Vertheidiger. Was mich besonders betrifft, so hielt ich Sie einer ungerechten Handlung für unfähig! ich beurtheilte sie nach Ihrem früheren Benehmen; es war so schön! Ich muthmaßte daher, daß ihre Feinde, diese Anklage aussprechend, die wahren Beweggründe ihres Hasses gegen den Großstallmeister Napoleons verbargen. Die Unterhandlungen von Chatillon

und die späteren von Fontainebleau, ihre verzweifelten Anstrengungen, die Krone dem Sohne des Kaisers zu erhalten, waren, glaub ich, die Ursachen von so viel Haß und so viel Geifer. Und eben dieselben Gründe bestimmten Ihre Freunde, Sie so eifrig zu vertheidigen. Der General Leval, an den die Depeschen, welche Sie ihm überbrachten, gerichtet waren, hat Ihnen übrigens laut Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ —

— „Allerdings; aber er bekehrte nur gutgesinnte Leute.“

— „Der Partheigeist,“ fuhr ich fort, „ist thöricht und leidenschaftlich. Aber Ihre Theilnahme an den Angelegenheiten Frankreichs, Ihre unerschrockne Hingebung an Napoleon, haben Ihnen das Mitgefühl aller Menschen von Herz erworben. Ein Tag wird kommen, wo man Ihren Namen nur mit Achtung nennt . . . .

„Auf Ehre!“ sagte der Herzog und erhob stolz das Haupt, „ich habe mir nichts vorzuwerfen. Hören Sie die Wahrheit in Betreff dessen, was in diesem beklagenswerthen Vorfalle mich persönlich betrifft.“

Im Jahre 1804 war ich Obrist des zweiten

Carabiniers-Regiments und wurde zum Adjutanten des ersten Consuls ernannt, ohne besonderer Gegenstand seiner Wahl gewesen zu seyn, ohne Bevorzugung, blos nach der Anciennetät des Grades, wie es damals Sitte war. Der erste Consul, der General Bonaparte, oder wie man ihn nennen will, war schon damals ein eigenthümliches Wesen. Ich war beinahe mit ihm von gleichem Alter und er flößte mir die ausschließlichste Bewunderung ein. Ich erinnere mich, daß mir sein Gesicht ausnehmend gefiel, wenn auch meine Cameraden mir unter die Nase gelacht haben würden, hätte ich diese Meinung gegen sie ausgesprochen; denn im Grunde war er zu dieser Epoche nichts weniger als schön. Aber ich liebte ihn schon mit jener blinden Zuneigung eines jungen Mannes, die weder berechnet noch überlegt. Ich wäre meinem General durch Feuer und Wüsten gefolgt; ich würde sein Leben auf Kosten des meinigen gerettet haben, und doch hatte er für mich noch gar nichts gethan. Auch war er weder freundschaftlich noch mittheilend; seine Strenge in Allem, was den Dienst betraf, war so groß, daß Niemand von uns sich auch nur

die geringste Abweichung von seinen Befehlen gestattete; und dennoch schlug ich den Generalsgrad aus, um in der Eigenschaft als Oberst-Adjutant um seine Person bleiben zu dürfen. Militärpersonen sind allein im Stande, den Umfang dieses Opfers von Seiten eines 27jährigen Obersten zu begreifen. Dabei sah ich in keiner Weise die Wunder des Kaiserreiches unter dem Consulate der Republik vorher. Woher diese reine Freundschaft, diese Ergebenheit zu einem Manne, der mir noch nicht die Hand geboten? Die Gewalt der Anziehung läßt sich eben blos fühlen nicht erklären."

Der erste Consul hatte niemals mich von meinen Cameraden zu unterscheiden geschienen, und nichts würde auch wirklich eine solche Bevorzugung begründet haben. Eines Abends läßt er mich rufen. Ich sehe ihn jetzt noch an einem ganz kleinen Schreibtische von schwarzbemaltem Holze sitzen, den er mit einem Federmesser, welches er in der Hand hielt, auf allen Seiten zerschnitt, Einige Augenblicke sah er mich starr an und sagte dann:

„Oberst Coulaincourt, Sie gehen noch diese

Nacht nach Baiern ab. — Bei Ihrer Durchreise durch Straßburg übergeben Sie diese Depeschen dem General Leval, der dort die Division commandirt. — Setzen Sie sich; hören Sie aufmerksam zu . . . . hier ist ein Brief für den Churfürsten von Baiern . . . . Sie lassen ihn nicht von sich . . . . Sie übergeben ihm denselben in Person. Sie sorgen dafür, daß die Reklamationen, die er enthält, binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden . . . . binnen vierundzwanzig Stunden, Sie verstehen mich, Oberst!“ und seine Augen bohrten sich in die meinigen ein, als wolle er aus ihnen die Gewißheit schöpfen, ob ich fest genug seyn werde, seine Befehle pünktlich vollstrecken zu lassen.

Darauf fuhr er fort: „Der Inhalt meiner Reklamationen ist folgender: An dem kleinen baierischen Hofe hält sich ein gewisser englischer Geschäftsträger, Namens Drake, auf — ich kenne seine Intriguen und seine Complotte gegen die französische Regierung. Ich weiß, daß eine gewisse Baronin Reich sich an die Spitze der französischen Emigrirten gestellt hat, und daß, von dem genannten Drake unterstützt, man unter

ihrem Schutze Verschwörungen gegen mein Leben anstellt .... Ueberall, wo man gegen Frankreich complottirt, ist England da, um anzuschüren und zu zahlen ....“

„Ich fordere vom Churfürsten: 1) die Fortsendung des Ministers Drake binnen vierundzwanzig Stunden, nach Empfang meines Briefs; 2) die Entfernung der Intrigantin Baronin Reich, die sich in Staatsangelegenheiten mischt, von München. Ich setze hinzu, daß, wenn meine Forderungen nicht gehört würden, ich mich gezwungen sehen würde, auf der Stelle französische Truppen auf das baierische Gebiet rücken zu lassen. — Sie begreifen jetzt, Oberst Coulaincourt, die Wichtigkeit dieses Auftrags. — Dulden Sie keine Ausreden und Zögerungen .... nehmen Sie keinen Aufschub an. — Die kleinen rheinischen Fürsten müssen Frankreich achten lernen.... Schwäche ermuthigt die Verschwörer .... München und andere Orte sind die Herde niedriger Umtriebe gegen Frankreich — dem muß ein Ende gemacht werden.“ —

„Die Depesche, die Sie im Vorübergehen dem General Leval überbringen, bezweckt, daß Ihnen

Truppen zur Verfügung gestellt werden, im Falle sie genöthigt sind, deren zu fordern. Ordener wird sie befehligen, er wird dort anwesend seyn — und Sie, Sie kommen unverzüglich zurück, mir Bericht zu erstatten. Sie haben mich wohl verstanden? In vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Ankunft in München muß der Minister Drake seine Pässe empfangen. Gehen Sie, Oberst Coulaincourt, vollführen Sie Ihren Auftrag mit Eile und Einsicht.“ Und als ich sein Cabinet verließ, rief er mir nach: „Coulaincourt, nehmen Sie Ihre Uniform als Oberstadjutant mit; man soll dort uns von Nahem sehen, und die französische Uniform respectiren lernen.“ —

„Ich war jung, feurig,“ fuhr der Herzog von Vicenza fort, „geschmeichelt von dem Zeichen von Vertrauen, das mir der erste Consul gab, flog ich vier Stunden nachher in einem leichten Cabriolete auf der Straße nach Deutschland hin; ein Courier eilte dem mit zwei Postpferden bespannten Wagen voraus. Ich hatte mir nicht einmal Zeit genommen, von meiner Familie Abschied zu nehmen. Aber im Augenblicke, wo ich eilig in mein Cabriolet stieg, trat einer meiner Freunde an den

Kutschenschlag; ich ließ ihn neben mich setzen und sagte ihm, daß ich mit einem Auftrage des ersten Consuls nach Deutschland reise und bat ihn, meine Familie und unsre gemeinschaftlichen Freunde davon in Kenntniß zu setzen. Der erste Consul hatte mir Schweigen nicht geboten, und ich beging daher keine Indiscretion, indem ich im Allgemeinen den Ort meiner Bestimmung bezeichnete. Bewundern Sie die seltsame Fügung des Geschickes. Diese wenigen, einem zufällig im Augenblick, wo ich Paris verließ, mir begegnenden Freunde gesagten Worte hatten so verderbliche Folgen! Ich lebte in einem gewissen Kreise; meine Abwesenheit wurde ruchbar. In derselben Nacht nun, wo ich Paris verließ, eilte eine andere Person auch mit Befehlen von Seiten des Kriegsministers auf derselben Straße hin. Wir kamen beide zu derselben Zeit wahrscheinlich in Straßburg an; beide übergaben wir Depeschen an den General Leval. Ich schlug, ohne mich aufzuhalten, die Straße nach Offenburg ein, und einige Stunden später gingen von Straßburg ein General, ein Oberst der Gensdarmerie und 300 Linien-Soldaten ab, um in Ettenheim die entsetzliche Verhaftung des Herzogs von Enghien

vorzunehmen. Von Strasburg wurde derselbe nach Paris gesendet. Der General Leval sagte mir später, daß er dem Herzoge Kleider und Geld leihen mußte, da derselbe in der Nacht verhaftet worden und nicht einmal Zeit gehabt, einen Mantelsack mitzunehmen. Der Minister hatte dem wackern General Leval das tiefste Schweigen anbefohlen, und dieser schickte seinen Gefangenen nach Paris, ohne die mindeste Ahnung davon zu haben, daß er ihn dem Tode entgegensandte.

„Ich hätte aus Zufall wirklich der seyn können, der mit der Ueberbringung der Depeschen in Bezug auf den Herzog von Enghien beauftragt wurde; und ebenso wie der, welcher dieselben zu überbringen das Unglück hatte, würde ich die Befehle abgegeben haben in der vollkommensten Unkenntniß ihres Inhalts. Aber es ist gewiß, daß ich damit nicht beauftragt war.

Ich komme auf die Verfolgung meiner Sendung zurück. Ich kam in der Nacht vom 12ten auf den 13ten März 1804 in München an. Um 8 Uhr Morgens schrieb ich dem Churfürsten, und bat ihn um die Ehre einer Audienz, da ich von dem ersten Consul beauftragt sey, ihm wichtige

Depeschen eigenhändig zu überliefern. Einige Stunden vergingen; ich erhielt keine Antwort; da ich diesen Fall nicht vorhergesehen, so überlegte ich eben, was ich thun sollte, als ich einen Kammerherrn eintreten sah. „Ich habe von meinem Fürsten den Auftrag, Herr Oberst, Sie zum Schlosse zu führen.“ —

Wir stiegen in einen Wagen, der vor meiner Thüre hielt. Kein Wort wurde zwischen mir und dem Kammerherrn gewechselt. Nachdem mich mein Führer in einen kleinen Empfangsaal geführt, verbeugte er sich und ging. Ich wartete ungefähr eine Viertel-Stunde. Der Churfürst erschien in Begleitung dreier Personen. Ich übergab ihm den Brief des ersten Consuls. Er nahm ihn und las ihn stehend mit großer Eile. Ich beobachtete die Bewegungen seiner Züge; er ward sehr roth, das Papier zitterte in seinen Händen; er las den Brief wieder, oder nahm sich vielleicht Zeit, sich zu fassen; dann sagte er mir mit, von Aufregung auseinander gerissenen Worten:

„Herr Oberst, Sie werden diesen Abend meine Antwort erhalten.“ Ich verbeugte mich und ging ohne ein einziges Wort zu sprechen. An der

Thüre des Salons fand ich meinen Kammerherrn wieder; wir stiegen wieder in den Wagen, er begleitete mich bis an mein Zimmer und verschwand.

Als ich allein war, brach ich in lautes Lachen aus. Diese Steifheit, dieß Schweigen schienen mir höchst ergötzlich, aber ich enthielt mich alles Ausgehens, um nicht thörigte Vermuthungen über meine Gänge in der Stadt zu veranlassen, und ich glaube mich in meinem ganzen Leben nie wieder so gelangweilt zu haben, als den Tag über, den ich, in einem Münchner Gasthause eingeschlossen, verbrachte.

Um zehn Uhr Abends kam mein Kammerherr wieder, um mich abzuholen. Dieselbe Steifheit, dasselbe Schweigen! In der That, es kam nur auf mich an, mich in der andern Welt zu glauben. Ich befan d mich sogleich dem Churfürsten gegenüber. Sein Gesicht ermangelte nicht einer gewissen Würde, und ich glaube, daß im Allgemeinen sein Wesen gutmüthig und anmuthig seyn mußte. Dießmal war er allein. Er sagte zu mir:

Die „Befehle“ des ersten Konsuls der französischen Republik (er betonte das letzte Wort) seyen für ihn von sehr unangenehmer Natur. Der

erste Konsul sey nicht genau berichtet worden. Weder Herr Drake, noch Frau von Reich, noch irgend Jemand in seinen Staaten conspirirte gegen die französische Republik. Durch die Forderung des augenblicklichen Entlassens des Ministers Drake setze der erste Konsul Baiern in eine sehr falsche Lage einer mächtigen befreundeten Macht gegenüber; er, der Churfürst, werde sich über die Möglichkeit, den englischen Minister fortzuschicken, Bericht erstatten lassen und zwar nach den Nachforschungen, welche die Polizei über die Machinationen gegen Frankreich sogleich anstellen werde, und die man mit Unrecht Herrn Drake zuschreibe; daß aber, wenn es bewiesen wäre, daß derselbe gegen die französische Republik Verschwörungen stifte, so würde die gewaltsame Maßregel, welche der erste Konsul begehre, allerdings bis auf einen gewissen Punkt gerechtfertigt seyn."

Der Churfürst sprach langsam, stockend. Ich hatte also Zeit, meine Antwort zu überdenken. Ich sagte ihm daher, daß es mir nicht zukäme, den Werth der Nachrichten, welche der erste Konsul über Herrn Drake oder über die Frau von Reich erhalten habe, zu beurtheilen; aber daß ich den

Auftrag hätte, eine vollständige Genugthuung der Reklamationen meiner Regierung zu erhalten und daß meine Befehle lauteten, sie müßten binnen vier und zwanzig Stunden nach der Ueberreichung meiner Depesche vollstreckt seyn.

„Aber, Herr Oberst, der erste Konsul kann doch nicht verlangen, daß ich einer so willkürlichen Forderung in so sehr kurzer Zeit, und zwar mit Verletzung alles Völkerrechts mich unterwerfe.“

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Churfürsten zu bemerken, daß ich in keiner Weise die Befehle, die ich von meiner Regierung erhalten, auslegen kann, und ich daher außer Stande bin, etwas an den Folgen meines Auftrags abändern zu lassen.“

„Man wird dem ersten Konsul willfahren, mein Herr!“ erwiederte mir trocken der Churfürst. Er verbeugte sich und ich beurlaubte mich.

Am andern Morgen wurde der Minister Drake fortgeschickt. Frau von Reich verließ München und ich machte mich auf dem Rückweg nach Frankreich. In Straßburg ließ ich nur die Pferde wechseln und eilte ohne den geringsten Aufenthalt nach Paris.

Ich war leicht und glücklich! Es war die erste

Sendung, die man mir noch aufgetragen, und dann begann ich auch stolz zu werden auf ein Oberhaupt, das so laut sprach und Frankreich so in Achtung zu setzen wußte. Ich hatte in meiner eigenen Familie mehr als einen Widerwillen zu überwinden, mehr als eine Lanze zu brechen, um meine begeisterte Anhänglichkeit zu diesem „kleinen General Bonaparte“ zu begründen? Was soll ich sagen? Meine Eigenliebe trieb mich so schnell als möglich, den Erfolg meiner Sendung und meiner Rückkehr zu verkünden; es war erst sechs Uhr Morgens; ich konnte noch nicht in die Tuilerien gehen; darum ließ ich mich bei Frau von —, einer alten Freundin meiner Mutter, die, wie ich wußte, immer sehr früh auf war, absetzen. Dort erfuhr ich den Tod des Herzogs von Enghien, entführt von Ettenheim, erschossen in Vincennes. — Ein kalter Schauder durchrieselte mein Gebein; im Augenblick war mir klar, welche Auslegung man meiner Sendung jenseits des Rheins geben konnte! Dies Zusammentreffen war furchtbar!

In derselben Nacht, wo ich auf der Straße nach Offenburg hinfuhr, war der mit der Verhaftung des Herzogs von Enghien Beauftragte

nach Ettenheim gegangen. Er, der Ueberbringer dieser Depeschen, hatte unbemerkt Paris verlassen, und wieder gewonnen: ich habe dagegen meine Abreise in den Salons anzeigen lassen, in denen man Abscheurufe über den, gegen den unglücklichen Herzog von Enghien verübten Gewaltstreich ausstieß. Ich sah vorher, daß sich ein fürchterlicher Verdacht gegen mich erheben werde; mich überfiel ein Nervenanfall, der mir fast die Zähne zerrüttelte und ich fiel leblos auf den Boden nieder.

Ich sage meine Ansicht von dem Ettenheimer Vorfalle nicht. Niemals wird meine Zunge ein Verdammungsurtheil über Napoleon aussprechen; kann ich ihn weder billigen noch loben, so schweige ich. Aber ich bin nicht der Meinung desjenigen, der da sagte: es war mehr als ein Verbrechen, es war ein Fehler. Ein Verbrechen ist etwas Schlimmeres als ein politisches Versehen. Doch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war ein doppeltes Unglück. Sie gab die besondere Ursache zu dem ersten Kriege Rußlands gegen Frankreich; man führte als Vorwand die Verletzung des Gebiets des Großherzogs von Baden an, des Schwiegervaters des Kaisers von Rußland.

Ich hatte keinen Antheil an dieser Katastrophe deren Widerhall meine schönsten Tage vergiftete. Der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe, ist, daß ich das Haupt vor dem Blitze, der vor meinen Füßen niederfiel, nicht beugte. Hätte ich meine Entlassung als Adjudant des ersten Konsuls gefordert und dabei laut meine Mißbilligung dieses Vorfalls geäußert, so hätte ich mich von einer falschen und gehässigen Anklage rein gewaschen. Aber dann leistete ich auch auf meine Laufbahn Verzicht, Verzicht auf den Ruhm, der damals jedes Herz so lebendig schlagen ließ. Ich war jung und ehrgeizig, und im Bewußtseyn meiner unbefleckten Ehre und meiner Schuldlosigkeit wagte ich meinen Anklägern ins Antlitz zu blicken. Seitdem haben die hohe Stellung, die ich errang, die Gunstbezeugungen, mit denen der Kaiser mich überhäufte, die Beschuldigungen der Bosheit begünstigt.

Mein eigentliches Verbrechen und dasjenige, welches die Leute meiner Klasse mir nie verzeihen werden, ist, daß ich im Jahre 1814 die Rechte des Sohnes von Napoleon Fuß für Fuß vertheidigte, ist, den verbündeten Mächten einige

Stunden souverainen Besitzes für den größten Mann der neuern Zeit, für den, welcher die Welt besessen hatte, für den, dessen Name allein auf ihren Thronen alle alten Monarchien Europa's erzittern gemacht, entrissen, und dann im Jahre 1815 meinem Wohlthäter mit allen Mitteln, die in meiner Macht lagen, beigestanden zu haben.

Ich bin Staatsmann und Hofmann zugleich gewesen; das verzeihen mir die Hofleute niemals. Ich spielte nicht die Rolle eines Opfers; die Augen auf St. Helena gerichtet, fand ich in meiner Seele nur Verachtung für die jämmerlichen Leidenschaften des Tages. Auf mein Landgut zurückgezogen, beschäftige ich mich mit der Erziehung meiner Söhne. Seit des edlen Alexanders Tode gibt es für mich keine Hoffnungsträume mehr.

Als ich zum Gesandten in Rußland ernannt wurde, schrieb ich an den Kaiser Alexander, dem ich von meiner ersten Sendung nach Rußland her persönlich bekannt war. Ich wußte nicht, welche Meinung er sich von mir in Bezug auf die Ettenheimer Geschichte gebildet hatte, und keine Macht auf der Erde hätte mich einem Manne,

der mich nicht mehr geachtet, aufdringen können. Er antwortete mir:

„Ich habe darüber alle meine Minister, die damals in Deutschland beschäftigt waren, befragen lassen. Ich weiß, daß Sie diesem schrecklichen Vorfalle fremd geblieben sind. Wenn mir der geringste Zweifel darüber bliebe, so würde mich keine himmlische und keine irdische Macht zu Ihrer Annahme zwingen. Als Sie zum ersten Male bei uns waren, war ich noch sehr jung; Sie waren es auch. Doch erkannte ich Sie und würde, noch ehe mir andere Details darüber bekannt geworden, selbst dafür gebürgt haben, daß Sie in keiner Weise an dieser Infamie Antheil gehabt.“

Ich besitze noch diesen, ganz von Alexanders Hand geschriebenen Brief. Aus eigenem Antriebe hatte ich an den russischen Kaiser geschrieben, ohne Napoleon deßhalb um Erlaubniß zu fragen. Seine Polizei bediente ihn vortrefflich; ich machte daraus kein Geheimniß. Erfuhr er es? Ich weiß nicht. Er sprach mir nie davon, und, hätte er es gethan, würde ich diesen Schritt nicht abgeläugnet haben. Er war im Stande, mich zu verstehen,

und würde mich deshalb nicht getadelt haben, denn es war sehr merkwürdig, daß er in den vertraulichsten Aeußerungen, die zwischen ihm und mir Statt hatten, nie mit einem Worte je des Herzogs von Enghien gedachte. Was man darüber auch gesagt haben, was daran auch wirklich seyn mag, ich glaube, dieß Ereigniß habe in dem Herzen des Kaisers ein ewiges Bedauern gelassen. Auch bin ich überzeugt, daß ein Gefühl von Billigkeit an den Gunstbezeugungen, die er mir zu Theil werden ließ, ein Hauptgrund war, und daß, so viel er es vermochte, er auch für das entsetzliche Unheil, das mir die zusammentreffende Sendung nach München mit der nach Ettenheim zugefügt, entschädigen wollte. In keiner Weise hatte er dieß Zusammentreffen vorsätzlich so verfügt, um etwa mich bloszustellen; ich war damals noch eine zu unbedeutende Person, als daß damals ihm irgend ein Nutzen hätte erwachsen können?

Ich habe den Muth meiner Meinung, und trotz des öffentlichen Geschreis, huldige ich offen dem schönen Charakter des russischen Kaisers, nicht weil er mich so freundlich behandelt, sondern weil

es eine Thatsache ist, welche die unpartheiische Geschichte nicht bestreiten wird. Ich muß sagen, daß Alexander, der ebenfalls den Muth seiner Meinung hatte, mich warm bei Ludwig XVIII. in Betreff des Vorfalls mit dem Herzoge von Enghien rechtfertigte, und daß er erst dann abstand, als man ihm die Versicherung gab, daß man davon völlig überzeugt sey. Doch dieß schlug bei Ludwig XVIII. so wenig an, daß er, von Natur sehr beißend, und ungeduldig über die Aufzählung meiner Verdienste von Seiten Alexanders, die Unterredung mit den Worten schloß:

„Ich hoffe, daß mein Bruder von Rußland nicht die Absicht hat, mir den Großstallmeister des Herrn Bonaparte für den Platz, den der Fürst von Lambese an meinem Hofe einnimmt, vorzuschlagen."

Gereizt antwortete Alexander mit leichtfertigem Tone:

„O, ich denke nicht daran. Se. Majestät der König von Frankreich weiß so gut wie der geringste Bauer in seinem Königreiche, daß, um einen Kauf abzuschließen, zwei Personen deshalb einig seyn müssen."

Ludwig XVIII. fühlte den Hieb, und ich glaube nicht, daß man mich um deßwillen mehr liebte.

Alexander theilte mir diesen Vorfall selbst mit, und setzte dann herzlich hinzu: „Mein lieber Coulaincourt, kommen Sie zu mir an den russischen Hof! Sie finden dort einen Freund und für Ihre Söhne eine Stellung, die sie in Frankreich nicht mehr erhalten werden. Die Bourbons sind von Ihrer Unschuld überzeugt; aber sie werden immer den Verdacht über Ihrem Haupte schweben lassen; das frommt ihrer Politik. Uebrigens wissen sie, daß in den Aprilconferenzen von 1814 die Interessen Ihres unglücklichen Herrn hartnäckig von Ihnen vertheidigt wurden, und daß es, wahrlich, vielleicht nur an einem Faden hing, daß Ihre Sache über die ihre, von improvisirten Freunden betrieben, den Sieg davon trug. — Man liebt und schätzt Hingebung, wenn sie auf uns selbst Bezug hat, macht aber wenig daraus, wenn sie zum Vortheil eines Nebenbuhlers geübt wird. — Ferner wissen sie auch, daß Sie ihnen nie entgegenkommen werden; daß Ihr Abfall die Demüthigung Napoleons nie vergrößern wird; mit einem Wort mit Ihnen ist ein Mann zuviel

in Frankreich. Mein lieber Coulaincourt, wiederhol' ich, kommen Sie an den russischen Hof; da ist Platz für Sie und für die Ihrigen, und Sie finden da einen Freund, der Sie nie verläugnen wird."

„Ich warf mich dem vortrefflichen Manne in die Arme!" sagte der Herzog von Vicenza bewegt; „wir träumten von schönen Planen." — Der Tod hat sie alle in die Erde begraben.

So habe ich Ihnen die lautere Wahrheit über meine Sendung nach Deutschland gesagt; es war ein Bedürfniß, Ihnen diese trüben Erläuterungen zu geben."

Und jetzt, erwiederte ich, indem ich ihm die Hand reichte, jetzt wird überall, zu allen Zeiten, die schwache Stimme einer Frau Ihrem bewunderns-werthen Charakter einige Huldigung darbringen. Wenn ich Sie höre, so söhne ich mich mit dem Menschengeschlechte wieder aus, und finde Glaube in Ehre und Redlichkeit wieder. Das Gedächtniß der Menschen ist ungewiß, ihre Dankbarkeit zer-brechlich. — Denen, die ich Ihr Leben angreifen hören werde, erzähle ich diese einfache Rechtferti-gung wieder; und werde Sie daran erinnern, daß, als Napoleon seinen Ruhm auf dem Schreckens-

Felsen von St. Helena büßte, Sie, Sie allein ihn noch auf Ihre Gefahr hin vertheidigten. Der niedrige Angriff eines Herrn Cocle ließ Sie das Schweigen brechen, in welchem Sie Sich verächtlich hielten, so lange es sich nur von Ihren Thaten handelte. Dieser Herr Cocle warf in seinem Buche auf den Kaiser all' unser Unglück; den Bruch der Unterhandlungen von Chatillon, die Weigerung, Frieden zu schließen u. s. w. Napoleon war vor den Augen ganz Frankreichs angeklagt; wie immer, gaben Sie sich Preis, um ihn zu vertheidigen: Sie übergaben durch die Journale einen Theil Ihrer diplomatischen Korrespondenz der Oeffentlichkeit und antworteten so siegreich dieser verächtlichen Hofkriecherei. — Diese Handlung der Gerechtigkeit zog Ihnen einen Prozeß zu: aber, seyn Sie davon überzeugt, Herr Herzog, ehe der königliche Gerichtshof diese neue Verfolgung zu Schanden gemacht, hatten Sie schon alle französischen Herzen losgesprochen. Die Geschichte wird die Dienste, die Sie dem Lande leisteten, aufzeichnen; sie wird von Ihrem so reich, so nützlich ausgefüllten Leben reden; ich werde blos ganz einfach die edlen Leiden Ihrer gebrochenen Seele enthüllen....

„O, Dank! Dank! Ihr Mitgefühl that mir in dieser letzten Zeit unbeschreiblich wohl. Möge dieser Gedanke Ihnen in Zukunft süß seyn. — Mein Daseyn ist farblos und welk; wie Sie es sagten, mein Leben liegt in der Vergangenheit, und mir sind diese Unterhaltungen so wohlthätig; denn sie geben meinen Träumereien, die mich unaufhörlich beschäftigen, einen Ausdruck. Bleiben Sie nicht noch eine Zeitlang in Plombiéres?“

O, antwortete ich; Sie haben ein sicheres Mittel, mich auf lange Zeit hier zurückzuhalten. So lange Sie nicht ermüden, mir Ihre interessanten Enthüllungen zu Theil werden zu lassen, werde ich auch nicht ermüden, Sie anzuhören.

„Und wenn ich Sie langweilte? sagte er lachend.

Nun, dann schicke ich auf die Post, und lasse mir Pferde holen.

„Der merkwürdige Feldzug von 1813 wird mir vielleicht mehrere, Ihnen noch nicht bekannte Thatsachen liefern. Die Vorfälle in Fontainebleau werden ebenfalls für Sie von großem Interesse seyn. Ich werde Ihnen erzählen, wie ich, von den Vorposten der feindlichen, vor Paris lagernden

Armeen zurückgestoßen, versteckter Weise im Wagen des Großfürsten Constantin dahinein gekommen bin; wie ich acht und dreißig Stunden lang, den Blicken Aller entzogen, dort verweilte, und des Nachts die Besuche des großmüthigsten aller Menschen erhielt; ich theile Ihnen auch mein qualvolles Leben während der hundert Tage mit; in denen ich hundert Jahre erlebte. Und, wenn Sie dann Ihre Augen auf einen gebeugten Körper, auf meine, von Runzeln durchfurchte Stirn, auf mein zerstörtes Antlitz richten, dann werden Sie finden, in welchem vollen Einklang diese Verheerungen mit meiner Darstellung stehen!

Bei alledem bleibt es aber unter uns festgesetzt, daß Sie im Augenblick, wo ich Sie zu langweilen beginne, nach Ihren Postpferden senden."

Zehntes Kapitel.

Der Kapitän von Auzoni und die Schlacht von Eylau.

Ich erinnerte den Herzog von Vicenza an das mir gegebene Versprechen, seine gehaltvollen Mittheilungen über die Ereignisse des Kaiserreiches fortzusetzen, und bei der ersten Gelegenheit fiel mir eine sehr rührende Episode ein in Bezug auf den Kapitän Ernst Auzoni, der in der Schlacht von Eylau fiel. Es war ein liebenswürdiger junger Mann, dessen Tod in dem Herzen einer sanften und anmuthigen Frau, einer meiner Freundinnen, ewiges Bedauern ließ. Das Grab bedeckt den Gegenstand ihrer Liebe, den einzigen Zauber ihres Lebens, doch Niemand darf die Ursache ihrer Blässe und dieser Melancholie, über welche vergebens die Zeit hinwegging, errathen. Nur Gott ist dieß Geheimniß bekannt.... für andre der Trost von Ernst Auzoni zu sprechen und ihn hoch

zu erheben; für sie ist der Schmerz ohne Trost stumm und verborgen! — Doch wurden die letzten Augenblicke des armen Ernst Auzoni von einem merkwürdigen Umstande bezeichnet. Der Kaiser war Zeuge seines Todes. —

Ich befragte daher den Herzog von Vicenza um diesen Gegenstand.

„Die Sache ist wahr;“ antwortete er mir; „Auzoni, einer der Tapfersten unter den Tapfern, Capitain von der Grenadiergarde, war ein junger Mann von großen Hoffnungen. Mehrmals wurde sein Name während des Treffens von Eylau genannt; sein unerschrockner Muth zog des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich; denn dieser bemerkte, daß Auzoni's Compagnie, von ihrem jungen heldenmüthigen Führer electrisirt, im Laufe dieses Tages fabelhafte Thaten vollbrachte. —

„Ich könnte,“ setzte der Herzog traurig lächelnd hinzu, „Ihnen den glorreichen Tod des tapfern Auzoni mit wenigen Worten erzählen, aber meine Erinnerungen tragen mich ja auf das Schlachtfeld von Eylau, und dort war der Kaiser so bewunderungswürdig! Wie immer, leuchtet heut in meiner Seele dies große Schauspiel, und ich kann

keine Skizze davon entwerfen, ohne ihm die erste Figur auf dem Gemälde anzuweisen.“

— „O, erzählen Sie, schnell!“ rief ich lebhaft, „dieser arme Ernst Auzoni ist mir von sehr untergeordneter Bedeutung neben der wunderbaren Gestalt Napoleons. Die Details über sein Privatleben haben für mich einen unaussprechlichen Reiz; die Geschichte, meist trocken und unfruchtbar, sagt mir die Thatsachen, die Daten: Sie, Sie lassen mich vertraulich mit ihm leben, Sie wecken ihn vor meinen Augen wieder auf; wenn ich Sie höre, so glaube ich ihn selbst zu hören und zu sehen.“ —

— „Wenig Tage vor der Schlacht,“ hob der Herzog wieder an, „brachten wir die Nacht, es war die vom 4ten zum 5ten Februar, zu Schlitt zu, einem kleinen Dorfe einige Stunden von Eylau. Der Kaiser hatte eine elende Hütte in Beschlag genommen, und ihr einziger Kamin befand sich natürlich in der Küche. In der letzten schlug man daher in aller Eile das Hauptquartier auf. Selten habe ich den Kaiser so aufgeräumt und so heiter gesehen, als während der Nacht, in welcher wir in dieser elenden Hütte bivouakirten.

Ich erinnere mich, es war nur ein einziger Tisch vorhanden; auf diesen trug man ihm sein Abendbrod auf; er war in fünf Minuten damit fertig, und warf dann dem vortrefflichen Constant seine Serviette zu: „Schnell, schnell räumt mir die Ueberreste meines Festmahls (es bestand aus einer einzigen Schüssel) fort!“ Dann schritt er rasch auf sein kleines eisernes Bett, auf welchem man seine Karten ausgebreitet hatte, zu, nahm sie, legte die von Preußen auf den Boden, kniete nieder, und rief mir, über die Karte gebeugt, zu: „Kommen Sie her, Herr Großstallmeister, und folgen Sie mir von Schlitt, einer hübschen Hauptstadt, meiner Treu, bis nach Paris.“ Dabei bezeichnete er alle Orte, die wir nach seinem Plane durchlaufen sollten, mit Stecknadeln. „Ich werde sie hier schlagen... da... und hier... und in drei Monaten ist der Feldzug zu Ende.... Rußland bedarf einer Lektion. Die schöne Königin von Preußen soll auf ihre Kosten erfahren, daß die Rathgeber manchmal die Sache bezahlen... Ich liebe es nicht, wenn Frauen aus ihren Pflichten der Anmuth und Güte treten . . . eine Frau, welche die Männer antreibt, sich unter einander zu

erwürgen! — sie könnte leicht bei diesem Spiele ihr Königreich verlieren . . .". Der Ausgang war dann der Mühe werth!" —

In diesem Augenblicke übergab man dem Kaiser Depeschen, die eine Ordonanz überbrachte. Er liest sie eilig durch: „Bravo! bravo! wir haben sie . . . aber, die Depeschen sind lange unterwegs gewesen, wie mir scheint . . . was ist das?" . . . und mit gerunzelter Stirn: „Laß' die Ordonanz herein, ich will sie sprechen." —

— „Herr," sagte er streng zum Offizier, „um welche Stunde hatte man Ihnen diese Depeschen übergeben?"

„Acht Uhr Abends, Sire." — „Wie viel Stunden ist die Entfernung?" — „Ich weiß es nicht genau, Sire!" — „Das müßten Sie wissen, mein Herr," erwiederte er trocken, die Augen auf den Offizier geheftet, so daß dieser unter dem erzürnten Blick erbleichte, „ein Ordonanzoffizier soll das wissen, Herr . . ., ich weiß es, ich . . . sie hatten neun Stunden zu durchreisen, Sie sind um acht Uhr ausgeritten . . . sehen Sie nach Ihrer Uhr, Herr! Wie spät ist es?"

Außer Fassung gebracht, blieb der Offizier regungslos.

— „Nun Herr — wie spät ist es, wenn es Ihnen beliebt?“

— „Halb ein Uhr, Sire, die Wege sind abscheulich ... der Schnee hat alle gebahnten Wege verschüttet.....“

— „Erbärmliche Gründe, mein Herr — gehen Sie, erwarten Sie meine Befehle....“ und als die Ordonanz die Thür schloß, sagte er lachend: „dieser vorsichtige Herr bedurfte eines Stachels .... das wird seinem Pferde ein Paar Spornstiche kosten, aber meine Antwort wird in zwei Stunden ankommen, so ist noch keine Zeit verloren.“ —

Der General Lasalle, der im Dorfe Deppen lagerte, benachrichtigte den Kaiser, daß eine feindliche Colonne von anschläglich 15,000 oder 16,000 Mann, welche die von Schnee angeschwollne Pesarge nicht hatte passiren können, sich vom Haupttreffen der preußischen Armee abgeschnitten befände. Diese Nachricht war von der allergrößten Wichtigkeit. Der Kaiser gab sogleich dem General Lasalle Befehl, mit seiner Division die vom General Lestocq commandirte Colonne anzu-

greifen und so die, mit der preußischen Armee bezweckte Verbindung derselben zu hindern! Zu gleicher Zeit befahl er zwei Dragoner=Regimentern, die eine halbe Stunde von Deppen auf Vorposten standen, sich mit der Division Lasalle zu vereinen und in dem Augenblick, wo die Colonne von Vorn von den Truppen dieses Generals angegriffen würden, ihr in den Rücken zu fallen.

Er ließ den Ordonanzoffizier rufen: „Reiten Sie, mein Herr, die Depeschen, welche Sie führen, haben Eile, um drei Uhr," sagte er auf die kleine Uhr, die auf dem Tische lag, blickend, „um drei Uhr muß der General Lasalle meine Befehle in seinen Händen haben... Sie verstehen mich?"

— „Sire," erwiederte der arme junge Mann mit entschlossenem Ton, „um halb drei Uhr liest der General die Befehle, die Ew. Majestät mir anzuvertrauen mich beehrt." —

— „Gut, mein Herr, steigen Sie zu Pferd" — dann rief er ihn noch einmal zurück, und sagte: „Sagen Sie dem General Lasalle, es werde mir sehr angenehm seyn, wenn er mir durch Sie die Nachricht von dem Erfolg dieser Unternehmung werde melden lassen."

Dieser Offizier war der Sohn eines Senators. Der Kaiser hatte ihn sehr wohl erkannt; aber er behandelte die aus den Militairschulen mit dem Offiziersgrade hervorgegangenen jungen Leute mit weit größerer Strenge als die, welche sich ihre Epauletten im Kugel- und Schwerdterkampfe erst hatten erringen müssen. Auch erfordert es die Gerechtigkeit, zu sagen, daß die letztern sich weit seltner einen Tadel zuzogen, und wenn dies geschah, so ermahnte sie der Kaiser stets mit väterlichem Tone. Auf diese Weise rief er mit einem Worte, mit einem Blicke in allen Classen der Armee Männer hervor, die ihr Leben Preis gaben blos auf die Besorgniß hin, sich einen Vorwurf zuzuziehen. Aber, was noch viel merkwürdiger war, keiner von denen, die sich mit Ruhm bedeckten, dachte dabei an irgend eine Art von Belohnung. Es schien, als ob das Leben aller nur einem Einzigen gehöre, und als ob, wenn man stürbe, man nur eine heilige Pflicht erfülle. Die Helden-Epoche des Kaiserreiches drückt dem französischen Charakter einen schönen Stempel auf. —

„In dieser Zeit,“ fuhr der Herzog fort, „waren wir überall des Siegs gewiß, wo wir uns nur

schlugen. Der unerschrockene Lasalle warf mit weniger als 6000 Mann die feindliche Colonne über den Haufen. Der General Lestocq, den Säbel im Nacken, dankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Dreitausend Preußen fielen im Kampf, und zweitausend fünfhundert Gefangene und sechzehn Kanonen waren die Trophäen dieses Nebentreffens. Die Folgen davon waren außerordentlich, denn die russische Armee verlor einen Theil ihrer Verbindungslinien und erwartete vergeblich die angekündigte Verstärkung."

Als der Kaiser diesen Ausgang erfuhr, rief er, Freude trunken, mehreremal aus: „Braver General Lasalle, vortreffliche Truppen! Sie haben mir den Gewinn der Bataille, die ich bei Eylau liefern will, gesichert... das ist von guter Vorbedeutung... auf, nach Eylau, ihr Herren!" —

Am Tage der Schlacht war das Wetter abscheulich. Ein feiner und dichter Schnee beeiste im Niederfallen die Oberfläche des Bodens. Unsre durchnäßten, dann vom Reif steifgewordenen Kleider erdrückten uns; die Pferde konnten nicht Fuß fassen; seit dem Morgen schlug man sich mit Erbitterung, und beim Anbruch der Nacht

war noch nichts entschieden. Ungeduldig, besorgt, übersprengte der Kaiser das Schlachtfeld, dem Kartätschenhagel trotzend, und sich nach allen bedrohten Punkten begebend; denn er wußte wohl, daß schon seine Anwesenheit Wunder that. Auf einigen Stellen hatte das Feuer aufgehört; es war offenbar, daß der Feind sich zurückzog und seine Vorkehrungen für die Nacht traf. Um acht Uhr benachrichtigte man Napoleon, daß die wichtige Position der Kirche, um die heftig gestritten, die mehreremale am Tage genommen und wiedergenommen worden war, uns von Neuem entrissen worden sey. Unsre Truppen, den russischen an Anzahl weit unterlegen, zogen sich fechtend aus den Kirchhof. In dem Augenblick, wo die Ordonanz ankam, war der Kaiser vom Pferde gestiegen, und lenkte persönlich die Manöver einer furchtbaren Batterie, die den rechten Flügel der russischen Armee beschoß. Sogleich springt er auf sein Pferd, überfliegt wie ein Blitz die Entfernung, fällt wie ein Donnerkeil mitten über die Bataillone, die zu weichen begonnen: „Was ist das?“ rief er, „eine Handvoll Russen sollten die Soldaten der großen

Armee zum Rückzug zwingen? Zu mir her, meine Braven! Nicht ein Russe darf aus der Kirche.... bringt Geschütz herbei... wir müssen die Kirche haben, meine Freunde: wir müssen sie haben!“ — „Es lebe der Kaiser! Vorwärts; er muß die Kirche haben! vorwärts!“ — Und alle stürzen sich wieder vor, sich in gute Ordnung zusammenreihend. Zwei Schritte von uns geht ein alter Grenadier; sein Gesicht ist schwarz vom Pulverdampf; sein Schnurrbart versengt, Blut bedeckt seine Uniform; ein Granatenstück hat ihm den linken Arm weggerissen. Und dieser Mann marschirt in seiner Reihe und im Sturmschritt. — „Geh' laß dich verbinden!“ ruft ihm der Kaiser zu. — „O! nicht doch!“ — „Geh' zum Feldhospital, sag' ich dir!“ — Nachher, wenn Sie die Kirche w i e d e r kriegt!“ — Und wir verloren ihn aus dem Gesicht.... und in den Augen des Kaisers sah ich eine Thräne blinken; er wendete sich aber ab, um sie zu verbergen. —

Um zehn Uhr Abends war die Kirche in unsrer Gewalt. Erschöpft, taumelnd vor Müdigkeit auf dem Pferde, ließ der Kaiser das Feuer aufhören; die Armee ruhte aus, umgeben von

den feindlichen Bivouaks. Das Hauptquartier ward auf der Ebene hinter Eylau mitten unter der Infanterie der Garde.

„Alles geht vortrefflich,“ sagte der Kaiser zu mir, als er in das Zelt eintrat; „die Leute da schlagen sich gut; — wir werden Morgen noch einen rauhen Tag haben, aber die Schlacht ist gewonnen.“ Er warf sich angekleidet, wie er war, auf das Bett, und entschlief sogleich.

Um vier Uhr Morgens stieg der Kaiser zu Pferde, durchritt das Terrain, traf seine Vorkehrungen, stellte das Geschütz auf, redete die Truppen an, indem er vor der Fronte jedes Regiments vorüberritt. Bei Anbruch des Tages gab er Befehl, zugleich auf allen Punkten auf einmal anzugreifen. Gegen neun Uhr ward der Schnee, der unaufhörlich seit dem Morgen gefallen, so stark und dicht, daß man nicht zehn Schritt weit sehen konnte. Da bemerkte man eine russische Colonne, etwa fünf bis sechstausend Mann stark, die in der Nacht Befehl erhalten, zu den Hauptcorps zu stoßen, sich aber verirrt hatte. Die Russen marschirten zögernd und ohne etwas zu unterscheiden; sie verirrten sich bis

auf eines Flintenschusses Weite von unsrem Lager. Der Kaiser, sich in den Steigbügeln aufrichtend und den Tubus dorthin haltend, errieth zuerst, daß jene schwarzen Schatten, die durch den Schneeschleier durchschienen, von der russischen Reserve seyn mußten. Augenblicklich schickte er zwei Bataillone Gardegrenadiere, von dem General Dorsenne, Obersten dieses Regimentes, commandirt, auf diesen Punkt. Die alten Grenadiere schritten langsam, das Gewehr im Arm, vor. Während dessen umgeht die Eskadron, die um den Kaiser in Dienst war, die Colonne, fällt ihr mit Ungestüm in den Rücken und treibt sie auf unsre Grenadiere zu, welche sie mit vorgestrecktem Bajonette empfangen. Dieser erste Anfall war für die Russen fürchterlich. Aber bald, da sie ihre überlegne Anzahl gewahren, gegenüber der kleinen Schaar ihrer Feinde, legen die Offiziere die Hand an den Degen, sammeln ihre Leute und vertheidigen sich dann mit großer Entschlossenheit. Einen Augenblick wanken unsre Grenadiere; da springt ein Offizier aus den Reihen, dringt vor, und ruft: „her zu mir, Ihr Braven aus meiner Compagnie,“ und mit donnernder Stimme: „für

uns, Kameraden die russische Fahne!“ Und mit gehobenem Degen stürzt er sich, von allen Soldaten gefolgt, in den dichtesten Haufen der Russen. Dieser ungestüme Anfall bricht ihre Reihen; unsre Grenadiere stürzen sich entschlossen auf die von dem unerschrocknen Auzoni gemachte Bresche; die Reiterei säbelt nieder, was sich auflößt; Alles wird zerhackt und gefangen genommen. „Das ist eine der schönsten Waffenthaten des Tages,“ sagte der Kaiser, Zeuge von dem heldenmüthigen Benehmen Auzoni's. Er läßt ihn rufen.

„Capitain Auzoni, Sie verdienen die Ehre, meine alten Krieger zu führen . . . das war gut . . . sehr gut. . . . Das Offizierkreuz und eine Pension von 2000 Franken sind Ihnen geworden . . . Sie sind im Beginn des Feldzugs zum Capitain ernannt worden, sorgen Sie dafür, daß Sie mit einem höhern Grade nach Paris zurückkommen. Die Grade, die auf dem Schlachtfelde gewonnen werden, stellen einen Mann hoch in meinen Augen. . . . Ich gebe zehn Kreuze in Ihre Compagnie,“ fuhr er fort, indem er sich an die Soldaten wendete.

Da ließen sich begeisterte Hurrahs vernehmen,

und dieselben Soldaten eilten von Neuem ins Feuer mit einem Eifer, mit einem Enthusiasmus, die sich nicht beschreiben lassen.

Zwei Stunden nachher war der Sieg unser, die feindlichen Armeen zerstreut, zu Grund gerichtet, bewerkstelligten ihren Rückzug in der größten Unordnung, und überließen uns ihre Verwundeten, ihre Bagagen und ihre Artillerieparks.

Für den Kaiser aber war der Tag noch nicht zu Ende. Wie gewöhnlich wollte er noch das Schlachtfeld durchreiten, um den Verlust des Feindes abzuschätzen, um durch seine Gegenwart das Fortschaffen der Verwundeten zu beschleunigen, kurz, um über Alles zu wachen. Einen schrecklichen Anblick bot diese weite Ebene, deren Blut den den ganzen Tag über gefallenen Schnee roth gefärbt. Ein Marechal de Logis von den Dragonern, schwer verwundet, bemerkte den Kaiser, als er wenige Schritte weit von ihm vorüber ritt. „Hier vorbei, unser Kaiser, ich stecke tief drin; werde bald gute Bekanntschaft mit dem lieben Gotte machen; aber dieß thut nichts; es lebe dennoch der Kaiser!" — „Man führe den wackern Mann da zum Feldhospital... ihr Herren, hebt

ihn auf, man soll ihn an Larrey empfehlen!“ — Dicke Thränen überschwemmten das männliche Gesicht des Dragoners — „Sapperlot!“ rief er aus, die Hände faltend, „wenn man doch tausend Leben hä , um sie alle dem Manne da an den Hals zu werfen.“

Bei einer vom Feinde verlassenen Batterie waren wir Zeuge von einem jener phantastischen Gemälde, welche man mit Worten nicht wiederzugeben vermag. Hundert und fünfzig bis zweihundert französische Grenadiere waren da umringt von einer vierfachen Reihe von Preußen; die einen wie die andern lagen an der Erde in einem Strome von Blut und mitten unter Kanonen, Munitionswagen und zerbrochnen Waffen. Hier hatte man sich mit unglaublicher Wuth geschlagen; an jedem Körper waren die Wunden so scheußlich als zahlreich. Da drang ein schwacher Ruf: „Es lebe der Kaiser“ unter einem Haufen von Todten hervor; alle Augen folgten der Richtung, von woher die Stimme erscholl. Halb eingehüllt in eine zerrissene Fahne, von Wunden zerhackt, sucht ein decorirter Offizier sich zu erheben; es gelingt ihm, sich auf seine Ellbogen

aufzustützen; sein edles gelbbleiches Gesicht trägt den Tod in allen Zügen. Er gewahrt den Kaiser und ruft mit einem Ton, den seine geschwächte Stimme unbeschreiblich macht: „es lebe und sey gesegnet der Kaiser! und jetzt — leb' wohl — leb' wohl . . . meine gute arme Mutter . . . . meine Mutter . . . . meine Mutter!“ . . . . Und dabei richtet er den Blick flehend auf den Kaiser, und stammelt dann steif zurücksinkend noch: „unsrem schönen Frankreich . . . mein letzter Seufzer!“ . . . .

Der Kaiser schien auf dem, vom edlen Blute so vieler Helden, die da lagen, um sich nie wieder zu erheben, bedeckten Boden wie angenagelt da zu stehen. „Wackre Leute!“ sagte er langsam, „braver Auzoni! . . . Guter Jüngling, ach! das ist entsetzlich! . . . Die Pension fällt seiner Mutter anheim . . . . man lege mir diese Akte zur ersten Unterschrift vor.“ — Darauf wandte er sich zu Jwan, der ihm folgte: „Sieh', ob noch Hülfe möglich ist; erhaltet mir den armen Auzoni! Entsetzlich! entsetzlich!“

In Gedanken versunken setzte der Kaiser seine traurige Runde fort! Auch bei verschiedenen andern Gelegenheiten sah ich ihn wahrhaft gerührt; doch

keines seiner Worte verrieth jemals, daß er die unvermeidlichen Uebel, die der Krieg nach sich zieht, bedauere. Ein sehr charakteristischer Zug. Ich bin überzeugt, daß sein Herz mehr als einmal brach, wenn er die treuesten Diener von seiner Seite durch den Tod weggerissen sah; aber der Anklagegedanke, der seinen Schmerz erhöhen mußte, ergoß sich niemals nach Außen hin; entweder, weil ihm dieser Gedanke nicht kam, oder weil er immer Herr seiner selbst, diesen Erguß der Seele, den unwillkürlichen Schrei seines Gewissens zurückdrückte.

Oft seitdem er verschwunden, habe ich, befreit von der Blendung, die seine Gegenwart auf mich ausübte, mit kaltem Blute diesen Charakter, diese ganz einzige Organisation, die so viele unerklärliche Schattirungen in sich faßte, zu analysiren gesucht. Aber Napoleon setzt die Psychologie in große Verlegenheit; es waren zweifelsohne Unvollkommenheiten in seiner Natur, aber das Schöne, das Erhabne, beherrschten sie, und jemehr ich sie studiere, desto großartiger will sie mir erscheinen.

„So sagte ich Ihnen,“ schloß der Herzog von

Vicenza," Alles was ich in Bezug auf den Capitain Auzoni weiß. Ewig wird das Schlachtfeld von Eylau nach dem errungenen Siege vor meinen Augen stehen!"

„Waren Sie auch bei dem Kaiser," fragte ich, „als die Herzoge von Istrien und von Friaul getödtet worden?"

„Allerdings! dies war im Feldzuge von 1813. Von dieser Epoche datirt sich eine ununterbrochene Folge von Unglücksfällen, die in den Annalen keiner Nation ihres Gleichen haben. Es schien, daß Napoleon, nachdem er alles höchste Menschenglück genossen, auch alle Seelenleiden der Menschheit hätte durchmachen sollen. Von diesem verhängnißvollen Jahre an begann zu jeder Stunde, fast in jedem Augenblick, mein Auftrag, seinen verzehrenden Kummer zu mildern, seine stummen Qualen zu theilen, die man weder aussprechen kann noch will, die keine Sprache auszudrücken vermag, die man selbst in einem Worte, selbst in einem Blicke zu verrathen fürchtet: weil die Zukunft in Schrecken setzt, weil man todt niederfallen würde, wenn man einen Gedanken laut werden ließe. . . ."

Eilftes Kapitel.

Die Epoche von Lützen und Bautzen.

Am 15ten April 1813 fuhren wir um vier Uhr Morgens von Saint Cloud nach Mainz ab. In dem Augenblicke, wo die Pferde den Wagen entführten, warf sich der Kaiser, der seine Augen auf das Schloß geheftet gehabt, in den Fond des Wagens zurück, legte seine Hand auf die besorgte Stirne, und verblieb lange in dieser nachdenklichen Haltung. Endlich belebte er sich wieder und begann mir in Feuerzügen seine Plane, seine Vorhaben, seine Hoffnungen auf den treuen Beistand Oesterreichs u. s. w. u. s. w. vorzumalen; und einen Augenblick später ward der Herrscher wieder ein einfacher und guter Familienvater, und sprach nur bewegt von dem Schmerz, den er empfunden als er sich von seiner „guten Louise“ und seinem reizenden Kinde losgerissen.

„Ich beneide“ sagte er mit Gutmüthigkeit, „das Schicksal des gemeinsten Bauern meines Reiches. — In meinen Jahren hat er dem Vaterlande seine Schuld abgetragen, und kann zu Haus bei Frau und Kindern bleiben, und ich, ich — mich führt das unerklärliche Geschick immer wieder in die Feldlager!“ Und nun fiel er wieder in sein Nachdenken zurück; und um ihn zu zerstreuen leitete ich das Gespräch auf die Scenen des vergangenen Tages, wo die Kaiserin, in Gegenwart der Prinzen, Großwürdenträger, der Minister, im Elysäum den feierlichen Eid als Regentin abgelegt hatte.

„Meine gute Louise“ sagte da der Kaiser, „ist sanft und unterwürfig. Ich kann auf Ihren thätigen Beistand zählen: Ihre Liebe und ihre Ergebenheit werden mir niemals fehlen. — Aus dem Gesammt der Ereignisse können Umstände, die über das Schicksal eines Reiches entscheiden, hervortreten, und in diesem Falle, hoffe ich, wird die Tochter der Cäsaren sich an dem Gedächtniß ihrer Eltermutter, der großen Maria Theresia begeistern.“

„So täuschte sich“ fuhr der Herzog von Vi-

cenza fort, „der Kaiser in Bezug auf den Charakter der Kaiserin. Sie besaß nicht im Mindesten die Energie, welche große Entschlüsse erzeugt. Sanft und ergeben konnte sie allenfalls im häuslichen Privatleben ihrem Manne ein vergleichsweises Glück gewähren; aber dieß war auch Alles.

Der Kaiser, der die Männer so genau kannte, hatte keinen Begriff von den Frauen. Er hatte mit ihnen nicht gelebt und verstand sie nicht; er verachtete ein so nutzlos scheinendes Studium. Seine, in Bezug auf Frauen rein physischen, Empfindungen ließen bei ihnen Geist, Einsicht und Talent als ein Verführungsmittel gar nicht gelten. Er stellte sie in der gesellschaftlichen Ordnung auf eine sehr untergeordnete Stufe, und räumte ihnen keinen Einfluß und Wirkung auf den Willen des Mannes ein. Eine Frau war in seinen Augen ein anmuthiges Geschöpf, ein hübsches Spielzeug, ein angenehmer Zeitvertreib, und weiter nichts. Man hat sich Mühe gegeben, seine, immer nur eine Stunde dauernden Liebesverhältnisse, romantisch darzustellen; aber die Wahrheit ist, daß er niemals jene Verhältnisse kannte,

wo der Stärkste der Schwächste ist, wo das unterjochte Herz in seiner Trunkenheit mehr giebt als man von ihm verlangt! .... „Die Liebe,“ sagte er mir einmal, „die Liebe ist eine thörigte Zerstreuung, und das ist Alles, glauben Sie mir!“ —

Manchmal hatten der Kaiser und ich sehr ergötzliche Streitigkeiten, denn so wie von Frauen die Rede war, fand er jedesmal Gelegenheit zu beißenden Ausfällen. Ich theilte in dieser Beziehung durchaus nicht die Ansicht meines verehrten Herrn, bin ihm aber die Gerechtigkeit schuldig zu sagen, daß er mit großem Edelmuth Widerspruch gegen seine noch so fest bei ihm gewurzelten Ansichten zu ertragen wußte.

Eines Tages, als ich mit ihm arbeitete, schlug ich einen der Büreauchefs der Civilverwaltung der Ställe zu einem höhern Posten vor. Es war ein redlicher fleißiger Beamter, was übrigens zur Zeit des Kaiserreichs von jedem gefordert wurde. Ich war streng im Dienst, aber auch gerecht und die unter meinen Befehlen stehenden Beamten konnten allezeit in mir einen Beschützer finden. Ich sprach also dem Kaiser zu Gunsten

des Herrn ...., und setzte seine Ansprüche auseinander.“

„Nein, Coulaincourt, Herr .... ist da gut, wo er jetzt ist; man muß ihn daselbst lassen.“

„Aber, Sire,“ erwiderte ich, „der Mann hat Mittel, Fähigkeit, ist sehr eifrig, und die Beförderung, die ich von Ew. Majestät für ihn verlange, ist bloß eine Handlung der Gerechtigkeit in Bezug auf ....“

„Nein, lieber Coulaincourt, Ihr Herr .... ist ein Thor.“

Ich machte eine Gebehrde der Ueberraschung.

„Ja, ja, sag' ich Ihnen, ein Thor, ein Ehemann, der sich von seiner Frau leiten läßt, steht schlecht bei mir angeschrieben.“

„Aber,“ erwiderte ich lachend, „in wiefern weiß Ew. Majestät diesen Umstand, er steht ja in gar keiner Beziehung zu seinem Stallamte!“

„Ah! Ah! Herr Großstallmeister! Ich weiß besser was bei dem Dienerstande meines Hauses vorgeht, als Sie.“ Dabei rieb er sich die Hände und sah mich mit neckischer Miene an. „Cagliostro ist ein sehr kleiner Zauberer in Vergleich zu mir.“

Beide lachten wir laut auf; aber ich ließ nicht

ab, mich für meinen armen Herrn .... zu verwenden, und ich erhielt die Bestätigung seiner verdienten Beförderung.

„Nun meinetwegen! Aber sagen Sie ihm, ich wolle, daß ein Mann Herr in seinem Hause sey.“

„Sire, Ew. Majestät wollen, daß ich den Dienst in den Ställen, aber zweifelsohne nicht, daß ich den Dienst in der Wohnung beaufsichtige.“

„Ah! bah! Ich nehme das nicht so genau, ich, Herr Großstallmeister! ich will Alles wissen, was vorgeht!“ Und das Lachen begann von Neuem.

„Aber sehen Sie,“ sagte der Herzog, „wie ich mich noch einmal verleiten ließ, bei unsern guten Tagen zu verweilen. Meine launenhafte Einbildungskraft verschlug mich gar weit von der Straße nach Mainz, auf welcher wir am 15ten April 1813 dahinrollten. Den folgenden Tag gegen Mitternacht kamen wir in dieser Stadt an, und erfuhren hier, daß Erfurt und ganz Westphalen in der größten Aufregung sich befänden, und daß man dort im Geheim die allerthörigtsten Nachrichten in Umlauf setzte, ein Mittel, das man jetzt schon anzuwenden begann, um die Verwaltung aufzulösen. Ohne sich auszuruhen, be-

schloß daher der Kaiser sogleich weiter zu reisen. Auch war unsere Schnelligkeit wirklich zum Erschrecken; denn wir legten den Weg von Mainz nach Erfurt in acht Stunden zurück, doch da, wie überall, wie immer, war die Ankunft des Kaisers ein Talisman, welcher die Stimmung der Beamten wieder hob und die Gemüther beruhigte.

„Bei der Durchreise durch Weimar sah der Kaiser die Großherzogin und sagte mir über sie die in seinem Munde sehr merkwürdigen Worte: (freilich handelte es sich hier um ein gekröntes Haupt) „diese Herzogin von Weimar ist eine sehr erstaunenswerthe Frau! sie hat in der That den Kopf eines großen Mannes!“

Wir gelangten nach Eckhartsberge, daß wir von Truppen, Artillerieparks u. s. w. überfüllt fanden. Der Kaiser hatte nur zwei Zimmer, die auf den Markt hinaus gingen, und auf diesem herrschte ein Lärm, ein Brouhaha, daß mir der Kopf zerspringen wollte. Das war nicht auszuhalten. Napoleon aber, vor einem schlechten wurmstichigen Tische, und darauf ausgebreiteten Karten sitzend, einen Compaß in der Hand, schien so ruhig, als wäre er in seinem Cabinet in den

Tuilerien. In den Planen, die er sich ausdachte, versunken, blieb er Allem, was um ihn her vorging, fremd. Ich kannte nie Jemanden, der in dem Grade wie der Kaiser, sich nach Willkühr zu isoliren, überall zu schlafen, Kälte, Hitze, Hunger, Entbehrung aller Behaglichkeit zu ertragen die Gewalt gehabt hätte; Er schien oft gar kein physisches Bedürfniß zu fühlen.

Am 1sten Mai waren wir in Lützen, und am andern Morgen erfolgte die Schlacht. Sie machte sich schnell und ruhmvoll. Um fünf Uhr Abends war der Feind in vollem Rückzuge; das Feuer hatte überall schon aufgehört, nur einzelne Kugeln, aufs Gerathewohl und ohne Zweck geworfen, langten noch von Zeit zu Zeit an. Der Marschall Bessières beobachtete, in seinen Mantel gehüllt, auf einer Anhöhe stehend, ein großes Fernglas in der Hand, den Rückzug der Russen. Ein Granatensplitter tödtet einen Brigadier von seiner Eskorte: „Begrabt diesen wackern Mann“ spricht er, und macht eine Bewegung nach vorne zu, fällt aber selbst, von einer andern, aus weiter Entfernung geworfenen Kugel getroffen, todt nieder! Der Kaiser liebte Bessières. Derselbe war ihm in

alle Feldzüge gefolgt, bei allen seinen Schlachten zugegen gewesen. Auch war er fast alle Befehlshabergrade bei der Kaiserlichen Garde durchgegangen, und Bessières war von einer überaus erprobten Tapferkeit, war von Allen geliebt und geschätzt und wurde darum aufrichtig bedauert.

Der Kaiser ward von diesem Tode sehr ergriffen. „Das ist ein großer Verlust," rief er aus, „ein großer Verlust .... Bessières verdiente den Tod Turenne's zu sterben .... Ihr Herren, das seinige ist ein beneidenswerthes Ende!" Einige Wochen später aber sollte ein weit stechenderer Kummer noch seine Seele durchbohren, und dabei fand der Kaiser nicht mehr die Kraft, eine Todtenrede zu sprechen. Aber das menschliche Herz hat mehrere Fächer, in denen der Schmerz sich steigert wie die Grade der Qualen bei der Tortur!

Den 10ten Mai zogen wir in Dresden ein, und den Tag darauf langte der gute und edle König von Sachsen bei dem Kaiser an. Der Charakter dieses Fürsten war ein Ideal höchster Tugenden. In ihm war nichts von den gewöhnlichen menschlichen Gebrechen. Der Partheigeist

hat die Bewunderung, die sein schönes Benehmen gegen Napoleon einflößte dadurch herabzusetzen gesucht, daß er dasselbe einer gewöhnlichen Mittelmäßigkeit zuschrieb. Dieß ist aber nur ein kleinliches Mittel, und das nur bei denen, die ihn nicht gekannt haben, anschlagen kann. Der König von Sachsen war im Gegentheil unterrichtet, geistreich und hatte besonders großartige Ansichten. In seiner ritterlichen Loyalität begriff er nicht, daß das Interesse die Oberhand bei einem Menschen gewinnen, und daß ein gegebenes Wort nur bedingungsweise nach den Umständen gehalten werden könne. Von Ihm hörte ich zum erstenmale eine Phrase, welche die ganze Moralität eines Mannes zu schildern im Stande ist. „Die beste Feinheit in der Politik ist Rechtlichkeit, ist Wahrheit!“ Seitdem wiederholte der Kaiser, der den König von Sachsen wie einen Vater verehrte, oft diese Worte, doch ohne vielleicht selbst an sie zu glauben, sondern mehr wie eine Huldigung, einem schönen und edlen Gedanken dargebracht.

In unsern Conferenzen mit dem Könige von Sachsen sprachen wir offen von unseren Hoffnungen, von unseren Befürchtungen und von dem

wahrscheinlichen Ausgange der eröffneten Unterhandlungen, die ich theils mit Herrn von Bubna, theils mit dem Kaiser Alexander zu führen beauftragt war. Auf Oesterreich, gesteh' ich, hoffte ich damals ein wenig; doch von Rußland und Preußen hoffte ich nichts, und es ist eine entsetzliche Pein, glauben Sie mir das, unter zuversichtlichen Formen die tiefe Ueberzeugung von der Vergeblichkeit unserer Anstrengungen, unserer Mittel, den Blitz abzuwenden, verstecken zu müssen! — Ich sah diesen Blitzschlag sicher und unvermeidlich auf uns zukommen, und mußte doch nach den Diktaten des Kaisers Seiten schreiben, die als ein Denkmal von der Aufrichtigkeit von Napoleons Wunsche, unter annehmbaren Bedingungen Frieden zu schließen, der Nachwelt verbleiben werden. Aber es war ein im Voraus gefaßter Entschluß, und alle unsre Opfer und alle unsre Bemühungen mußten an den Umtrieben Englands scheitern, Englands, unsres unversöhnlichen, unsres ewigen Feindes. Fünf Mächte waren gegen eine einzige verbündet! Ein Contingent von einer Million Truppen sollte ihre Niederlage und unsere Siege rächen .... Mochten

die tapfern Kinder Frankreichs immerhin Wunder auf den von ihrem Blut gerötheten Schlachtfeldern thun; sie schwächten nur die Hülfsmittel des Vaterlandes und dasselbe mußte über kurz oder lang in diesem ungleichen Kampfe erliegen.

Als wir eben den Sieg in der Schlacht von Lützen davon getragen, bot ich Rußland und Preußen im Namen des Kaisers den Frieden an; er wurde zurückgewiesen! Und als wir einige Tage später wieder vergeblich bei Bautzen siegten, mußten wir unsern Ruhm mit dem Blut der Elite der französischen Armee besiegeln. Bruyères, Kirchner und Duroc waren die beklagenswerthen Trophäen der Niederlage des Feindes.

Ahnungen sind wie eine intuitive Mittheilung, wie ein Wiederschein der Zukunft.... Vier Tage vor der Schlacht bei Bautzen, am Abend des 11ten Mai, während einer langen Conferenz Napoleons mit dem Herrn von Bubna, den der Kaiser Franz an seinen Schwiegersohn geschickt, gingen Duroc und ich in dem, an das Cabinet des Kaisers, in welches Herr von Bubna um zehn Uhr eingetreten war, anstoßenden Salon umher und sprachen. Die außerordentliche Dauer

der Conferenz beunruhigte uns. Das war durchaus gegen die Gewohnheiten des Kaisers. An der großen Stadtuhr von Dresden schlug es Mitternacht; und um diese Stunde herrschte in dieser so lärmenden, von Truppen angefüllten, Stadt das tiefste Schweigen. Die Kerzen waren herabgebrannt, und warfen nur einen ungewissen Schein auf die dunklen Tapeten des Saales; alles war traurig um uns her. Wir unterhielten uns über die Ereignisse, und die möglichen Vorfälle dieses Feldzugs. Plötzlich faßt mich Duroc unter meinen Arm, drückt ihn krampfhaft und läßt mit einer unbeschreiblichen Betonung diese Worte, welche der Ausdruck einer innern Offenbarung schienen, langsam fallen: „Mein Freund, das dauert zu lange! .... wir gehen dabei Alle drauf .... bis zum letzten Mann, und auch Er, auch Er! ... mir sagt eine geheime Stimme, daß ich niemals Frankreich wieder sehe!“....

Diese prophetischen Worte waren die Worte eines Sterbenden.

Ich erfuhr vom Kaiser, daß die Conferenz mit dem Herrn von Bubna zu keinem Resultat geführt. „Coulaincourt,“ sagte er mir, „bei diesen

als Königen schon gebornen Menschen haben die Bande der Natur keinen Werth.... Das Interesse seiner Tochter und seines Enkels wird den Kaiser Franz nicht eine Linie weit von dem, was das Oesterreichische Cabinet beschließen wird, abweichen machen!... O, das ist kein Blut, das in den Adern dieser Leute fließt, es ist eisige Politik... wenn der Kaiser von Oesterreich sich offen an mich anschlösse, so könnte er Alles retten. — Verwandt mit Frankreich, ist diese Macht furchtbar, und Preußen und Rußland könnten ihr nicht die Wage halten... Aber Oesterreich wird von Metternich geleitet!... und dennoch muß ich diesen Mann schonen, wiewohl ich ihn gern zu Pulver stoßen möchte!..... Metternich, Coulaincourt, wird uns viel Uebel zufügen!“ —

„Ich habe nie begreifen können,“ sagte der Herzog, „wie der Kaiser der moralischen Pein und den physischen Anstrengungen dieses Feldzugs zu widerstehen vermochte. Die Tage vergingen in Gefechten und Märschen. Die Russen oder die Preußen erschienen bald an der Elbe, bald bei Pirna. Diese Märsche und Gegenmärsche er-

schöpften Menschen und Pferde. Die Hospitäler waren vollgepfropft von Verwundeten und Kranken. Der Kaiser Tags immer zu Pferde, verbrachte die Nächte arbeitend in seinem Cabinet.

Die merkwürdige Schlacht von Bautzen dauerte vierunddreißig Stunden. Während dieser Zeit ergab sich der Kaiser keiner Ruhe. Am zweiten Tage war er von Müdigkeit und Schlaf so niedergeworfen, daß er vom Pferde stieg, sich mitten unter den Batterien des Corps des Marschall Marmont an dem Abhang eines Hohlwegs ausstreckte und im Donner einer schrecklichen Canonade einschlief. — Eine Stunde nachher weckte ich ihn mit der Nachricht, daß die Schlacht gewonnen sey. „Ist das nicht der Fall zu sagen,“ rief er, „alles Gute kommt uns im Schlafe?“ Und er stieg wieder zu Pferd; wiewohl in diesem Moment die Schlacht gänzlich schon entschieden war, so schlug man sich doch hie und da noch bis um fünf Uhr des Abends. —

Wunderbare Waffenthaten bezeichneten von unserer Seite auch diesen Sieg. Die Armee bestand aus den Trümmern des unglücklichen Zuges nach Rußland, aus neuen Rekruten, aus Kindern,

die dem rauhen Kriegshandwerk nicht gewachsen waren, und dennoch vollbrachte diese Armee noch solche Wunder von Tapferkeit und Verwegenheit, daß ich mehrmals den Kaiser während der Schlacht ausrufen hörte: „Kinder! Soldaten von Gestern! o! die Franzosen! die Franzosen!“

Das Zelt des Kaisers wurde auf dem Schlachtfelde aufgeschlagen neben einer einzeln stehenden Schenke, welche die beiden vorhergehenden Tage dem Kaiser Alexander zum Hauptquartiere gedient.

Hier will ich Ihnen eine Scene erzählen, die einen Mann, den Sie lieben, unsren guten, unsren vortrefflichen Larrey, sehr hoch stellt. Wenig Schritte von dem Hauptquartiere hatte man ein großes Feldlazareth aufgeschlagen. Abends wollte der Kaiser dasselbe besuchen, um durch seine Gegenwart den Eifer der Wundärzte, deren Anzahl für soviel Verwundete nicht ausreichte, anzuspornen. Er bemerkte, daß viele von den jungen Conscribirten zwei Finger an der rechten Hand abgeschossen hatten, und glaubte nun, daß diese Menschen sich absichtlich verstümmelt um so aus dem Dienste entlassen zu werden. Larrey protestirte laut gegen eine solche Annahme. Mit ge-

runzelter Stirn und flammenden Augen beharrte der Kaiser auf seinem Verdacht, und drohte, daß er alle die welche sich einer so ehrlosen Feigheit schuldig machen, erschießen lassen würde. —

Dies war ein sehr ernster Umstand; man durfte nicht anstehen, auf jede Weise der Wirkung, welche ein so verderbliches Beispiel hervorrufen mußte, einen Damm entgegenzusetzen. Larrey schöpfte die Gründe zur Vertheidigung der Verwundeten in seinem edlen Herzen; aber er unterstützte sie nicht mit überzeugenden Gründen. Der Kaiser mit seiner gewöhnlichen Halsstarrigkeit, setzte die Nachforschung fort, und leider bestätigte die Prüfung ihn in der Meinung, daß diese sämmtlich gleichmäßigen Wunden durchaus nicht natürlich seien. Dem guten Larrey entfuhr das Wort: „Ungerechtigkeit“. Der Kaiser erbleichte und war auf dem Punkte, loszubrechen, doch beherrschte er sich noch. Ich weiß nun nicht, was Larrey auf den Gedanken brachte; doch als er einen armen Teufel, der um das Feldlazareth näher schlich, gewahr wird, schreit er ihm aus voller Kehle zu: „Komm hier her, Conscribirter!“ Ich muß noch lachen, wenn ich mir Larrey zu-

rückrufe, wie er wüthend, die Aermel bis zum Ellbogen aufgestreift, ein Amputirmesser in der rechten Hand haltend, auf den Soldaten losstürzt und dieser erschrocken ihm antwortet: „ich bin nicht verwundet, Major!“ — Larrey verfolgt ihn aber, faßt ihn beim Arm und schreit: „hier her, dummer Kerl! Lade dein Gewehr, und schieß mir da auf den Pfahl hin, Dummkopf! Schieß oder ich schneide dir die beiden Ohren ab. Geben Sie Acht, Sire!“ Der Schuß fällt, der Unglückliche fällt zu Boden, entsetzlich schreiend. Beide Finger der rechten Hand sind ihm abgeschossen! „Seht Ihr!“ ruft Larrey mit triumphirendem Tone, und läuft dann zu dem armen jungen Manne. „Das ist nichts, mein Junge! Komm, armes Kind, komm .... ich selbst will dich verbinden!“

Der Beweis war geführt. Diese gleichmäßigen Wunden kamen alle von der Uebereilung, mit welcher diese jungen Soldaten ihre Flinte ladeten und abschossen, da man nicht Zeit gehabt, sie darein zu üben.

— „Larrey,“ sagte der Kaiser, „Sie sind ein vortrefflicher Mensch, ein redlicher Mensch. Ich

bin froh, gegen Sie Unrecht gehabt zu haben; aber es muß auch . . . .“

„Es muß auch, Sire,“ erwidert Larrey mit wirschem Tone: „es muß auch jeder bei seinem Geschäfte bleiben!“

Der Kaiser lachte.

Den andern Morgen nach dieser Scene, die so treffend die Zeit schildert, wurde der Kaiser tief im Herzen verwundet durch den Verlust eines unersetzlichen Freundes, durch den Verlust eines jener Wesen, die zu vortrefflich sind für unsere veraltete Civilisation. Duroc ist ein Character, dessen Erscheinung mit dem Menschengeschlechte versöhnt. In den hohen Aemtern, zu denen ihn der Scharfsinn des Kaisers berief, bewahrte der Großmarschall alle edlen Eigenschaften des Privatmannes, alle Tugenden des Staatsbürgers, der Schwindel seiner hohen Stellung konnte seine gute Natur nicht verderben. Duroc blieb in derselben einfach, natürlich, unabhängig; guter Freund, großmüthig, gerecht und unbestechlich. Niemand wird mir in diesem, dem besten der Menschen gegebenen Lobe widersprechen. Sein Tod verbreitete Bestürzung in der Armee, wie in Paris;

der Kaiser ward davon erschüttert. Noch immer lebt unsere letzte Unterredung in meinem Gedächtniß. Armer Duroc!“

Hier verstummte der Herzog von Vicenza. Seine Züge verriethen den tiefsten Kummer. Diese so eindrucksvolle Seele empfand bei der Ergießung seiner Erinnerungen, eine sonderbare Mischung von Freude und Pein. Tödtlich krank und im Begriff, wieder zu seinen Freunden zu gelangen, beschwor er ihre Schatten herauf, damit er leichter deren Abwesenheit ertrage. Er verachtete dabei das kahle Leben ohne Ruhm, ohne Poesie, das die Verhältnisse ihm bereitet. Denn nie sprachen wir mit ihm von den Ereignissen des Tages; die gewöhnlichen Vorfälle und Menschen konnten ihm keine Theilnahme mehr entlocken.

Er fuhr also fort: „Man muß an diesem unglücklichen Feldzuge von **1813** Theil genommen haben, um unsere verzweifelte Lage völlig zu begreifen. Jeder Tag brachte ein neues Gefecht, einen neuen Sieg ohne Erfolg. Der Kaiser verfolgte hitzig den russischen Nachtrapp; derselbe wich aber unaufhörlich aus. Bald darauf erschie-

nen wieder die Preußen; wir trieben sie zurück; aber dann mußten wir immer wieder von vorn beginnen. Dresden war unser Hauptquartier, unser Hauptmagazin, unser Haupthospital, aber die großen Landstraßen waren unser gewöhnlicher Aufenthalt.“

„Am Tage, wo der Großmarschall fiel, hatte er den Kaiser keinen Augenblick lang verlassen. Das Zehntemal vielleicht seit dem Morgen entkamen uns die Russen, nachdem sie uns viele Leute getödtet. Dies Fechten, das keine Schlacht war, wurde in Folge der Erbitterung, die auf beiden Seiten herrschte, sehr mörderisch. Zwei oder drei Kugeln rikochetirten und wühlten zu den Füßen des Kaisers die Erde auf. Er wandte sich rasch zu Duroc und mir, die ihm zur Seite hielten. „Wie! Nach einer solcher Schlächterei kein Resultat! Wahrlich, die Leute da stehen aus ihrer Asche wieder auf . . . . wann wird das doch einmal aufhören!“ und seine Augen verriethen verhaltene Wuth. In diesem Augenblick springt eine Granate und wirft drei Reiter um, trifft einen Offizier von der Escorte und wirft ihn unter die Füße von des Kaisers Pferd. Dieser

zieht wüthend den Zügel des sich hochaufbäumenden Thieres an.

„Sire,“ sagte ein in demselben Augenblicke kommender Adjutant: „so eben ist der General Bruyères gefallen!“

„Ach!!“ rief der Kaiser, und leiser: „dieser Tag wird uns verderblich;“ dann treibt er mit ungestümer plötzlicher Bewegung sein Pferd im Galopp auf eine Anhöhe, welche Makersdorf beherrscht, denn dort schlug man sich noch; der Marschall Mortier, Duroc, Kirchner und ich folgten dicht hinter ihm; doch der Wind trieb den Staub und den Rauch mit solcher Heftigkeit auf uns zu, daß man kaum um sich sehen konnte. Da wird ein Baum, bei dem der Kaiser vorüber reitet, von einer Kugel auseinander gebrochen; ich treibe mein Pferd an und gelange zu gleicher Zeit mit dem Kaiser auf die Anhöhe. — „Mein Glas! mein Glas!“ ruft er; ich wende mich um; wir sind beide allein! Charles de Plaisance kommt bleich und außer Athem; er nähert sich mir, „der General Kirchner ist todt; der Herzog von Friaul ist—“ — „Was gibts?“ fragt der Kaiser. „Was ist vorgefallen, Herr?“

— „Sir, der General Kirchner und .... der Großmarschall sind gefallen."

— „Duroc! nicht doch! das ist ein Irrthum .... das ist unmöglich! das ist unmöglich, Coulaincourt? Er war so eben an meiner Seite ...."

Mehrere Adjutanten kommen und bestätigen die traurige Nachricht. Der Unglückliche ist tödtlich verwundet; die Kugel hat ihm die Eingeweide zerrissen; nachdem sie den Baum zerschmetterte, hat sie auf den General Kirchner, dann auf den Herzog von Friaul rikochetirt. Mit bestürzter Miene hört der Kaiser diese Nachrichten, und es entschlüpfen ihm die Ausrufungen: „Duroc! Duroc! ah! mein Gott! Meine Ahnungen täuschen doch mich niemals! — welcher Tag! welcher Tag!" — und langsam reitet er von der Anhöhe herunter und in's Lager zurück. In sein Zelt gekommen, geht er lange schweigend auf und ab. Von Zeit zu Zeit bleibt er vor mir stehen! „Wann wird sich das Geschick wohl besänftigen! .... wann wird das ein Ende haben? .... Coulaincourt, meine Adler siegen noch, aber das Glück, das sie begleitete, ist entflohen!" ....

und ich, in meinem Schmerze verloren, fand keine Worte mehr, diesen stechenden Kummer zu trösten; ich liebte Duroc, wie man einen Bruder liebt; sein so schneller, so wie ein Blitz hereinbrechender Tod führte mich auf das Schlachtfeld an der Moskwa zurück .... damals war er es, der mich nach dem schrecklichen Ereigniß fortgeführt, an sein Herz gedrückt und mit mir meinen unglücklichen August beweint hatte.

Der Fürst von Neufchatel trat ein und meldete, daß die Russen wieder zurückgetrieben worden seyen.

„Es ist wahrlich Zeit!“ sagte bitter der Kaiser, „zwei brave Generale und Duroc in einem elenden Scharmützel!“

„Sire,“ fragte Berthier, „welche Befehle haben Ew. Majestät für Morgen?“

„Auf Morgen, Alles .... wo hat man ihn hingebracht? Wo ist er? Wie geht es, Berthier?“

„Sire, er ist in dem Schlosse von Makersdorf: Iwan und Larrey sind bei ihm .... Es ist keine Hoffnung ...“

„Ich muß ihn sehen ..... armer, armer Duroc!!“

Abends begleiteten ich und Berthier den Kaiser.

Duroc lag auf einem Feldbette, den schrecklichsten Leiden preisgegeben. Sein Gesicht war entsetzlich entstellt, war unkennbar. Als wir in das Zimmer traten, wandte er das Haupt nach uns um, und da heftete sich sein Blick auf den Kaiser mit jener schrecklichen Starrheit des Auges, welche Sterbenden eigenthümlich ist. In diesem Blicke lag ein unbeschreiblicher Ausdruck von Vorwurf und Zärtlichkeit . . . . der Kaiser vermochte denselben nicht auszuhalten und entfernte sich vom Bette . . . . Ich nahm die Hand des Leidenden; meine Thränen fanden endlich ihren Lauf, ich schluchzte . . . . da sagte Duroc mühsam: „Ich sagte es Dir wohl in Dresden . . . . die geheime Stimme . . . . täuschte mich nicht . . . . ach! Alles ist noch nicht zu Ende!!“ Eine Ohnmacht ergriff ihn. Der Kaiser näherte sich wieder, und drückte ihn mehreremale in seine Arme. Die Aerzte traten wieder herein: „Gibt es also keine Hoffnung?“ fragte Napoleon.

„Keine!“ antworteten sie. — Als der Unglückliche wieder zur Besinnung kam, suchte er den Kaiser mit den Augen und bat ihn: „ach gebt

mir nur Opium! . . . .“ Der Kaiser näherte sich noch einmal, nahm Duroc’s Hand, preßte sie; dann ergriff er meinen Arm und wankte zur Thüre hinaus!“

„Erschrecklich! entsetzlich, mein guter, mein theurer Duroc! ach! welcher Verlust!!“

Heiße Thränen entrannen seinen Augen und fielen auf seine Kleider. Schweigend kamen wir ins Lager wieder zurück.

Um fünf Uhr Morgens trat Iwan zum Kaiser ein; dieser begriff sogleich, daß Alles vorüber war. „Endlich leidet er nicht mehr!“ rief er aus: „er ist glücklicher als ich!“ —

Der Kaiser ließ bei Makersdorf ein Stück Land kaufen, befahl die Errichtung eines Denkmals und schrieb eigenhändig was folgt:

„Hier ist der General Duroc, Herzog von Friaul, Großmarschall des Palastes des Kaisers Napoleon, ruhmvoll von einer Kugel getroffen, in den Armen des Kaisers, seines Freundes, gestorben.“

Er übergab das Papier an Berthier, ohne ein Wort zu äußern.

Dieß ist, was bei dieser rührenden und letzten Zusammenkunft vorfiel. Die Scene, die man erfunden hat, und in welcher Duroc dem Kaiser Vorwürfe gemacht haben soll, ist durchaus unwahr. Weder Duroc noch irgend Jemand von uns hatte in dieser trüben Lage die Jämmerlichkeit begangen, dem an dem Todtenbette eines Freundes weinenden Kaiser Vorwürfe zu machen. Wenn wirklich ein Gefühl der Verzweiflung und des Bedauerns im edlen Herzen Duroc's rege geworden, so nahm er dessen Ausdruck mit sich in's Grab! —

Zwölftes Kapitel.

Die Unterhandlungen in Prag.

„Aber wozu Sie durch die blutigen Phasen des Feldzugs von 1813 hindurch führen?“ fuhr der Herzog fort. Die riesenhaften Anstrengungen und wunderbaren Siege Napoleons während dieses ungleichen Kampfes, würden unangenehm in unsere leichten Plaudereien hineinblicken. Uebrigens gehört diese Epoche von Heroismus und Verrätherei, von Ruhm und Schmach der Geschichte Frankreichs an . . . . Welche Zeit, mein Gott . . . . Was mich betrifft,“ setzte er traurig hinzu, indem er die Hand an sein Herz legte, „so fühle ich hier, daß ich nicht mehr genug Zeit haben werde, um meinem Lande Alles zu enthüllen, was ich von den schuldvollen Intriguen und den schändlichen Feigheiten weiß, die es von dem Gipfel des Ruhms bis auf den tiefsten Punkt der Er-

niedrigung hinabwarfen. Und dennoch, wie viel nützliche Fingerzeige lägen nicht für die Zukunft in diesen Enthüllungen! . . . .“ In der That, Krankheit und tiefer Kummer hatten das Leben dieses Mannes, der die Geschichte des Kaiserreichs auf so glänzende Weise schreiben konnte, aufgerieben und verzehrt. — „Ach!“ sagte ich ihm mit gefalteten Händen, „fahren Sie fort. Lassen Sie die Schlachten bei Seite, aber, bitte, erzählen Sie uns noch Sachen von Napoleon. Wer könnte sie uns so wie Sie berichten!“

„Freilich wohl!“ erwiderte er lächelnd. Während dieses Feldzugs war ich mit allen Friedensunterhandlungen beauftragt. Selbst die bestgesinntesten, die unterrichtetsten Männer, die über diesen Gegenstand schreiben wollen, werden Irrthümer begehen. Die historischen Documente werden ihnen die offiziellen Thatsachen geben, aber die verborgenen Hebel, die niedrigen Umtriebe, welche den Abschluß des Friedens unmöglich machten, diese werden der gewissenhaftesten Nachforschung entschlüpfen.

Es wäre zum Beispiel ein großer Irrthum zu glauben, daß der Kaiser sich in den letzten

Zeiten seiner Herrschaft gänzlich über seine Lage getäuscht habe. Ich, der ich von seiner Unentschlossenheit so viel litt, ich glaube nicht, daß er sich auf dem Congresse von Chatillon noch Illusionen machte. Sein damaliger Widerstand war der letzte Aufschwung einer gewaltigen Natur: wer weiß? vielleicht der letzte Kampf einer großartigen Verzweiflung. Ich selbst, der ihn anflehte, um jeden Preis ein Ende zu machen; ich selbst bin davon nicht überzeugt, ob selbst unser unbedingtes Nachgeben seinen Zweck wirklich erreicht hätte; aber es wäre politisch gewesen, sich zu demselben zu verstehen. Ein neuer Aufruf an den Patriotismus der Nation wäre dadurch legitim geworden. Der Aufstand in Masse konnte alsdann sich gestalten und Frankreich zum zweitenmale retten. Das war meine persönliche Meinung; sie drang aber nicht durch!

Aber ich will Ihnen einige einzelne Thatsachen anführen, um Ihnen einen richtigen Begriff von der Lage des Kaisers im Jahre 1813 zu geben.

Ich hatte den Waffenstillstand von Plaswitz mit Preußen und Rußland abgeschlossen; Oester-

reich stellte sich damals noch so, als wollte es vermitteln, aber schon war sein Vertrag mit Frankreich zerrissen. — Wir wußten es. Dieser Waffenstillstand war ein Unglück, denn die Zeit war gekommen, wo die verständigsten Schritte für uns verderblich wurden. Dieß ist genau wahr. Denn der Waffenstillstand war durchaus nöthig, um die Armee wieder zu organisiren und sie mit Mitteln jeder Art zu versehen: dann gab er dem Kaiser ein wenig Aufschub, damit er in der Stille seines Cabinets die hohen Fragen unserer politischen Lage prüfen konnte. Eines Abends, oder vielmehr in einer Nacht, besprachen der Kaiser und ich einige streitige Punkte. Eine große Masse von Dokumenten, Papieren lagen auf dem Tische, an dem wir arbeiteten, aufgehäuft; plötzlich wirft er Alles ungestüm untereinander, springt schnell auf und ruft aus: „Wir sind Narren, Coulaincourt, große Kinder, die mit ernsten Dingen spielen .... diese Leute da wollen nicht unterhandeln .... die Rollen sind hier umgetauscht .... Sie haben mein Benehmen in Tilsit gegen sie durchaus vergessen .... damals konnte ich sie vernichten, und ich war groß

müthig . . . . die Nachwelt wird mich rächen . . . . Diese Könige von Gottes und meiner Gnade werden neben Napoleon, König von seines Degens Gnaden, sehr klein erscheinen! . . . . Meine Güte war Einfalt, Coulaincourt . . . . Ein Schüler wäre gescheidter gewesen als ich; er hätte die Geschlechtslehren besser benützt und hätte gewußt, daß entartete Racen weder Treu noch Glauben haben."

Der Kaiser setzte sich wieder nieder; sein kurzes gebrochenes Sprechen, seine funkelnden Augen, die Beweggründe, die ihn zu diesen harten Beschuldigungen veranlaßten, Alles das gab diesem dithyrambischen Ausbruche seiner Entrüstung etwas Schreckliches. Mit ruhigerem Tone fuhr er dann wieder fort:

„Diese Leute da sind ungeschickt; die Hartnäckigkeit, mit der sie mir das Aufgeben des Continentalsystems abverlangen, enthüllt ihre fernern Vorhaben. Ich bin Ihrer Ansicht, Coulaincourt: England ist die Seele dieses Kriegs auf Leben und Tod gegen Frankreich . . . . England stopft sie voll mit Gold, um den Kampf aufrecht zu erhalten . . . . Es wird Ihnen bald

beweisen, daß selbst der Luneviller Friede noch viel zu vortheilhaft für Frankreich sey. Der Macchiavellismus des Londner Cabinets führt alle diese gewandten Politiker der Allianz bei der Nase herum .... Sie begreifen nicht, daß ich der einzige Damm war, der den endlosen Uebergriffen der englischen Herrschaft entgegenstand. ... (Er zuckte die Achseln). Ihr größter Feind ist nicht Napoleon, ihr größter Feind ist England. ... Auch wenn ich in die Zurückgabe der illyrischen Provinzen willigte, so brächte ich doch nur ein vergebliches Opfer. ... Das hieße unsre Schwäche eingestehen und noch mehr Forderungen veranlassen; ihre heuchlerische Mäßigung verbürgt einen elenden Hinterhalt; heute verlangen sie die Aufhebung der Continentalsperre und die illyrischen Provinzen: morgen werden sie die Theilung von Sachsen verlangen und mir die Elbe zu Gränzen stecken. Und so würden sie zugleich dem Könige von Sachsen Steigriemschläge geben, um ihn für seine Treue gegen mich zu bestrafen; nein! Niemals werde ich in diese Unbill willigen; so lange ich noch einen Blutstropfen in den Adern habe, werde ich eine

Theilung des Königreich Sachsen, meines treuesten, ergebensten Verbündeten, nicht dulden, noch weniger je unterzeichnen.“ —

„Ew. Majestät,“ sagte ich, „sehen die Frage vom allerunvortheilhaftesten Gesichtspunkte an; das heißt die Sache auf das Aeußerste treiben. Doch selbst angenommen, daß ihre Voraussetzungen von dem übertriebenen Ultimatum der Mächte gerechtfertigt würden, so wäre es vielleicht einer kühnen Politik sehr gemäß, wenn man die Offenbarung dieses Ultimatums schnell veranlaßte. Die Umstände sind schwierig, und ich bin Ew. Majestät die Wahrheit schuldig; man wirft Ihnen vor, Sire, den Frieden nicht zu wollen; das Blut Ihrer Unterthanen Ihrem zügellosen Ehrgeize zu opfern. (Er machte hier eine ungeduldige Gebehrde.) Sire, fuhr ich fort, diese treulosen Beschuldigungen finden ein weites Echo; sie machen die Gemüther irre und bringen sie um die Zuneigung der Armee. Zwischen Mißvergnügen zur Trägheitskraft, welche die wohlberechnetsten Operationen lähmt, liegt nur ein Schritt . . . Geben Sie zu, was vernünftiger Weise zugestanden werden kann, und wenn nun neue ungebühr-

liche Forderungen Sie den Krieg zu verlängern zwingen, so wird Ihre Stellung um so besser, je mehr die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt und in Stand gesetzt wird, sich über das Uebelwollen der verbündeten Mächte und über die Nothwendigkeit unseres Widerstandes auszusprechen.“

— „Die öffentliche Meinung! die öffentliche Meinung ist eine H . . ., die sich schamlos ihrem persönlichen Interesse preis gibt. Sehen Sie denn nicht, Coulaincourt, was hier vorgeht? Die Männer, die ich hoch erhoben, wollen Ihr Glück genießen, wollen sich nicht mehr schlagen; sie fühlen nicht, die beschränkten Denker, daß sie sich noch schlagen müssen, um die Ruhe, nach der sie so sehr dürsten, zu erobern . . . . Und ich! schlafe ich denn auf Rosen? habe ich nicht auch einen Palast und eine Frau und ein Kind? habe ich nicht auch meinen Körper in Beschwerden jeder Art aufgerieben? Werfe ich nicht jeden Tag mein Leben dem Vaterlande zum Opfer hin? . . . . die Undankbaren!! . . . . Die öffentliche Meinung, sage ich Ihnen, gibt dem Stärksten Recht; die Sache, die obsiegt, ist ihre Sache.“

„Ach! ich dachte ganz wie er über die Demoralisation der Armeechefs!“ fuhr der Herzog fort. „Uebrigens war die Erschlaffung derselben natürlich. Nach so großen und gefahrvollen Anstrengungen waren Ruhe und häuslicher Herd ein Bedürfniß für Alle geworden. Aber, hätte man in diesem Augenblicke nach denselben verlangen sollen? Das Wohl von Frankreich wie das wohlverstandene Interesse eines Jeden, forderten dieselben auf im Gegentheil, daß Jeder sich um das erfahrne und immer noch furchtbare Oberhaupt reihe? Und dann, wozu führten diese Klagen, dieß Gemurr? Sie vermehrten nur noch die Schwierigkeiten der Lage. Sie können nicht glauben, wie viel Schreckliches und Peinliches in diesem kalten Egoismus für Napoleon lag, für ihn, der jeden Augenblick sich dem Gemeinwohl opferte. Darum suchte ich auf alle Weise dem Kaiser diese Gedanken, die ihm so weh thaten, zu entreißen; aber vergebens! Seine durchbohrte Seele kam immer wieder auf diesen Gegenstand zurück!“

„Das heißt, Coulaincourt,“ hob er wieder an, „daß, weil Sie, Sie, kein Undankbarer sind, Sie die Undankbarkeit der Andern nicht begreifen; aber

öffnen Sie doch nur die Augen .... Blos meine armen Soldaten und diejenigen Offiziere, die noch nicht Fürsten, Herzöge und Grafen sind, gehen guten Muthes und mit Freudigkeit in den Feldzug. Es ist abscheulich: aber es ist wahr.... Wissen Sie," sagte er, indem er sich mehr und mehr belebte: „wissen Sie, was ich thun sollte? Alle diese großen Herren von gestern fortschicken, damit sie sich auf ihre Eiderdunen schlafen legen, und sich in ihren Schlössern brüsten; auch dieser Tadler entledigen, und den Krieg mit Leuten von jungem und reinem Muthe wieder beginnen.... Diese da würden, ohne weder vorwärts noch rückwärts zu blicken, wie im Jahre 1793, auf ihre Fahnen die Worte „Sieg oder Tod" schreiben!! Mit diesem Motto im Herzen eilte ich nach Egypten, siegte ich in Italien, und erhob die französischen Adler zu einer Höhe, die Niemand nach mir erreichen wird!"

Er warf sich auf seinen Sitz zurück; große Schweißtropfen überschwemmten seine Stirn; es war ein schmerzvoller Anblick .... Ich betrachtete ihn mit trauriger Bewunderung. Nie war er mir so groß erschienen! Ach! das Glück ward

eher müde als sein Genie. Welche tiefe Anschauungsgabe besaß dieser Mann! Wie viel Qualen bewirkte ihm nicht diese außerordentliche Kenntniß der Menschen und der Dinge! Er hatte den Abgrund, der zwischen seiner früheren Allgewalt und der ersten Stunde seiner Unfälle lag, erkannt und ausgemessen . . . . Die Stirnen, die früher sich so tief vor ihm gebeugt, wichen jetzt nicht mehr dem erzürnenden Blicke ihres Herrn aus. Er fühlte, daß er sich selbst überlebe; daß sein eiserner Wille, der Alles vor ihm gebeugt, jetzt umgangen oder mißverstanden ward; heimlich, flüsternd erhob sich jetzt eine Opposition, wo nicht mehr gefährlich war, eine solche zu wagen! . . . . Schändlich! Schändlich!"

Er fuhr fort: „Louis de Narbonne, unser Gesandter in Wien, schrieb von Prag aus, daß die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich binnen sehr kurzer Zeit erfolgen würde! So waren also unsere schwachen Hoffnungen gänzlich vernichtet! Napoleon wollte nicht glauben, daß dieß unwiderruflich beschlossen sey, und sandte mich als Familien-Abgeordneten zum Kaiser Franz. „Fort, Coulaincourt;" sagte er mir;

„Sie sind ein neuer Mensch für das österreichische Cabinet; versuchen Sie ihre Gewandtheit bei Metternich. — Wenn auf dieser Seite noch etwas zu thun ist, so sind Sie, in Folge Ihrer alten Freundschaft mit dem Kaiser von Rußland, im Stande, es durchzusetzen.“ Darauf drückte er mir mit unbeschreiblicher Gebehrde die Hand und sagte: „Mein armer Coulaincourt, Sie hatten Recht!! doch thut es nichts; Sie verlassen mich darum nicht! Ich weiß es, ich weiß es . . . . Sie werden den Kaiser Franz oft sehen; sagen Sie ihm, ich könne nicht glauben, daß er seine Tochter und seinen Enkel verderben wolle, abgesehen von so vielen anderen Rücksichten, die der Kaiser Napoleon das Recht hätte, geltend zu machen.“ Er richtete sich unter der Eingebung schöner Erinnerungen dabei stolz auf. Denn er konnte mit Recht sich auf sein großherziges Verfahren gegen Oesterreich berufen. Ich kenne kein Unrecht, das er gegen diese Macht begangen hätte, und stritt später lebhaft mit Metternich in Prag über diese Frage! Der Kaiser hob wieder an: „Sagen Sie ihm, und das ist wahr, ich schickte nicht einen Gesandten an den Kaiser von Oester-

reich, sondern einen Freund, der mein Herz und meine innersten Gedanken kennt, an meinen Schwiegervater.“

Ich reiste ab, den Tod in der Seele. Ich kannte im Voraus die Vergeblichkeit der Bemühungen, denen ich mich zu unterziehen ging. Hier war nicht mehr von einer so glänzenden Sendung die Rede, wie die nach Rußland war, wohin, vor wenigen Jahren noch, ich den Willen des mächtigsten Herrschers der Erde zu überbringen beauftragt war! Welche Demüthigungen hatte ich in Prag zu verschlingen! —

Ich hatte die Ehre, den Kaiser Franz alle Tage zu sehen, und wurde von ihm vortrefflich behandelt. Er war nicht, wie man behauptete, ohne Mittel und ohne Geist. Für gewöhnliche Zeiten wäre er einer jener Herrscher gewesen, dessen Andenken die Völker segnen. In den verwickelten Umständen aber, in denen er sich befand, mitten in dem allgemeinen Weltbrande, hatte er den Muth nicht, die Verantwortlichkeit der Folgen, welche die Aufrechterhaltung des Familienvertrags, der ihn an die Sache Napoleons zu fesseln schien, für sein Land gehabt haben würde, auf sich zu

nehmen. Gut, mild, gütig, schüchtern hatte der Charakter Franz I. weder Entschlossenheit, noch Energie, noch Heldenkraft. Die große Maria Theresia ist für das Haus Oesterreich, was Heinrich IV, für das französische ist, eine glänzende Tradition!

Der Kaiser von Oesterreich, welcher die höchst schwierigen Verwicklungen seiner ganz eigenthümlichen Lage richtig beurtheilte, fühlte in sich nicht die Kraft, sie zu beherrschen. Von einer Seite war es offenbar gefährlich, Frankreich treu zu bleiben; von der andern Seite höchst mißlich, es zu verlassen. Und wie alle Naturen seiner Art, schwankte Franz zwischen seinen Herrscherpflichten und seinen Vatergefühlen und unterhandelte mit seinem Herzen und seinem Gewissen. Er trug die Last auf seinen verantwortlichen Minister, auf Metternich, über. Darum war es auch der Kaiser nicht, den ich zu gewinnen und zu überreden suchen mußte: „Sehen Sie Metternich; sagen Sie das Metternich!" das waren die einzigen Antworten, die ich auf meine unermüdlichen Vorstellungen erhielt. —

In meinen Conferenzen mit dem ersten Mi-

nister mußte ich Schritt vor Schritt die aller abentheuerlichsten Behauptungen bekämpfen; aber- gläubige Vermuthungen widerlegen, und höflich, mit würdigen und kalten Formeln einem Manne antworten, der seinen unermüdlichen Ent- schluß, Frankreich zu demüthigen und zu ver- nichten, mühsam verhehlte. Wie oft sänftigte nicht der gute, treue Louis de Narbonne meinen Zorn, und hielt den Ausbruch meiner Entrüstung zurück! „Welche Rollen spielen wir denn hier,“ sagte ich ihm. — „Ach! mein Lieber! Wir spielen die Rollen der Besiegten aller Länder in der Welt; wir bezahlen die Buße!“

Louis de Narbonne war vortrefflich, geistreich, aber leichtfertig, ach leichtfertig! — Der Kaiser sagte von ihm: „Narbonne ist der Typus der glänzenden Schmetterlinge aus der Reifrock-Re- gierung Ludwigs XV.!“ — Und der Kaiser sagte die Wahrheit. Narbonne war in seinem ausge- suchten und coquetten Anzug, in seinen feinen Manieren, in seiner anmuthig ironischen Sprech- weise, in seiner unvergleichlichen Leichtfertigkeit eine lebendige Ueberlieferung des alten Hofes. Eine Stunde weit spürte man den ehemaligen

großen Herrn. Meine Wuthausbrüche ergötzten ihn höchlichst. „Mein Lieber, sehen Sie, Sie nehmen die Dinge viel zu tragisch. Metternich ist ein Schlaukopf; Niemand bestreitet ihm das, und dann — Wollen Sie, schöner Ritter, gegen alle Windmühlen in der Welt zu Felde ziehen? Die gute Zeit ist vorüber, wo wir das Hahali schrieen; jetzt sind wir die unterduckenden Hunde, was ist da zu thun?“ — Armer Narbonne! Er war nicht mehr Zeuge von unsern Niederlagen; seine Heiterkeit hätte den Unfällen seines Vaterlandes nicht widerstanden! —

Was mich aber betrifft, so verbrachte ich, mit Ausnahme gar kurzer Augenblicke, traurige Tage in Prag. Die Versicherungen von persönlicher Achtung und Schätzung, mit denen man mich übersättigte, konnten mich nicht für die Unannehmlichkeiten meiner falschen Stellung entschädigen. Alles war noch nicht abgebrochen, und so mußte ich unversöhnlichen Feinden noch die Hand reichen. Das ist da, glauben Sie mir, eine der größten Miseren, die von dem schwierigen Amte eines Staatsmannes unzertrennlich sind! Oftmals, wenn ich den ersten Minister verließ, war ich

im Schweigen der Nacht mit mir im Streit, ob nicht der folgende Tag das Leichenbegängniß eines von uns beiden sehen müßte. Metternich hat in seinem Geiste außerordentliche Hülfsmittel, und einen festen Willen. Er sah die Möglichkeit, seinen eingestandenen Haß gegen den Kaiser zu befriedigen und war darum die Seele der Coalition. Warum, dachte ich, sollte ich nicht diesem Manne ein Duell auf Leben und Tod anbieten? Er sinnt ja kalten Blutes über die Mittel nach, einen Vernichtungskampf über mein Vaterland hineinzuschleudern! O! mein Gott! Was habe ich damals ausgestanden!! Aber der unverbesserliche Narbonne sagte mir: „Mein Freund, meine weißen Haare bedecken einen Kopf, der weniger lebhaft ist, als der Ihre; glauben Sie meiner alten Erfahrung: es sind weder Unterhandlungen noch Diplomatie mehr möglich; die Mächte haben unseren Ruhm satt; sie glauben nicht mehr an unsere späte Besserung; ihre Ansichten über uns stehen fest; sie haben eine gewaltsame Parthie ergriffen und werden sie bis zum Schlusse durchführen. Ihr oder Metternichs Tod würde auch gar nichts an unseren Angelegenheiten ändern;

wir sind einmal verloren!“ . . . . Und da es gar nicht möglich war, sich mit Narbonne zu überwerfen, wiewohl wir uns gegenseitig nicht verstanden, so reiste er ohne mich ab und kam einige Tage vor mir nach Dresden in das Hauptquartier zurück.“

Dreizehntes Kapitel.

Feodora.

„Während meines Aufenthalts in Prag,“ nahm der Herzog den Faden seiner Erzählung wieder auf, „erlebte ich ein sehr reizendes Abentheuer. Es wurde mir gewissermaßen mitten in meine ernsten Geschäfte hineingeworfen. Doch sage ich Ihnen im Voraus,“ sagte er lachend, „daß ich mit einigem Rückhalt dasselbe Ihnen berichte, und Ihnen nicht Alles davon sagen kann. — „Wollen Sie meine Geschichte ohne alle Erläuterungen?“

„Gern, gern!“ erwiederte ich; ich nehme die vertrauliche Mittheilung an, wie Sie sie geben, und höre:

„Im traurigsten Incognito, zu einem Liebes-Abentheuer ausgerüstet, d. h. in einem Oberrock mit dunkler Farbe, wiewohl ich kein Richelieu

war, eine Pistole in meinen Kleidern verbergend, ritt ich eines Abends im Galopp, von meinem Reitknecht gefolgt, durch eine der Vorstädte von Prag hindurch und von da nach einem Hause zu, das eine halbe Stunde von der Stadt lag. Bei den Mauern eines Parkes, der eine niedliche Wohnung umgab, angelangt, stieg ich vom Pferde. „Erwarte mich hier, Frank, sagte ich; bin ich um Mitternacht nicht wieder zurück, so führe die Pferde ins Hotel zurück.“ Darauf dringe ich mit leisem Schritt nach den erhaltenen Weisungen vor, und gelange an eine Pforte, die sich sogleich öffnet. Eine kleine Hand sucht die meinige, eine sanfte Stimme flüstert in mein Ohr: „Sprechen Sie nicht und lassen Sie Sich führen!“ Ich bin ein Thor, dachte ich! doch nur zu. Nach einigen Umwegen befanden wir uns bei einem ganz verschlossenen Gartenpavillon. Ehe wir eintraten, hält meine Führerin den Schritt an, horcht, schaut bald nach der einen bald nach der andern Seite, stößt dann rasch die Thür auf, verschließt sie hinter uns, und wirft sich zitternd und erschöpft auf einen Divan. Mit anmuthiger Gebehrde ladet sie mich zum Niedersitzen ein, stützt den Ellbogen auf

eines der Kissen, legt nachlässig ihren Kopf in ihre Hand und bleibt so schweigend sitzen."

„Nicht wahr, ein ziemlich romantischer Anfang! O! es ist ein vollständiger Roman. Sie werden sehen."

„Ziemlich erstaunt über dieß sonderbare Benehmen, warf ich einen prüfenden Blick auf meine Umgebung. Ein einziges durch eine Alabasterkugel gedämpftes Licht erhellte ein künstlich, in Form eines Zeltes eingerichtetes Zimmer; es war mit allen jenen geschmackvollen Kleinigkeiten, die das Verständniß eines eleganten und reichen Lebens verrathen, ausgeschmückt. Auf einem Tische lagen ein Album, ein Kasten mit Farben, einige Zeichnungen, von denen eine die Ansicht des Schlosses von St. Petersburg, von den Zimmern der Kaiserin her aufgenommen, und sie selbst auf dem Balkone lehnend, darstellte. — Die Aehnlichkeit war außerordentlich. Die Zeichnung war mit großem Talente ausgeführt, und meine Blicke blieben mit lebhafter Theilnahme darauf haften, es war ja eine Erinnerung aus so glücklicher Zeit. Hier und dort lagen Bücher, Journale, musikalische Instrumente. Meine Blicke suchten dann die Dame, welche wirklich

von der Verwegenheit ihres Schrittes vernichtet erschien. Sie war sehr jung und coquett in ein durchsichtiges Mousselingewand, dessen lichte Falten zierliche und schwellende Formen verrathen ließen, gekleidet. Ihr goldbraunes Haar, nachlässig aufgewickelt, ward von einem einfachen Goldkamme gehalten; große Locken umfaßten ihr Antlitz und verbargen es fast gänzlich. In ihrer Haltung nachlässig und beinah vollkommen die Gegenwart eines Mannes in einer so späten Nachtstunde unberücksichtigend. Endlich erhob sie ihre großen schwarzen Augen, in denen sich Stolz und Entschlossenheit malten, nach mir empor; warf mit einer Miene von Würde, die mir in der Lage, in welche sich die Unvorsichtige mir gegenüber gesetzt hatte, sehr drollig vorkam, ihren Kopf in die Höhe und richtete ihren Blick fragend auf mich. Ich verstand, daß ich das Gespräch beginnen sollte.

„Madame,“ sagte ich, „ich bin Ihren Befehlen nachgekommen.“

„Sie haben Sich zur Ueberlegung Zeit genommen, Herr Herzog.“

„Ihre erste Botschaft —“

„War nicht der Art, um Ihnen ein angenehmes Abentheuer zu versprechen — (dabei hatte ihr Gesicht einen Ausdruck von Ironie und Verachtung) die Franzosen sind so von sich eingenommen!“

„O! in der That!“ rief ich aus und lachte dabei laut auf, „die Mystification ist vollkommen, Madame!“ Mit leichtfertigem Tone setzte ich dann hinzu: „Es wäre in der That eine unerhörte Anmaßung, wenn ich auf die Ehre, von Ihnen ausgezeichnet zu werden, Anspruch machen wollte; — ich möchte mir nicht gern noch einen zweiten Vorwurf zuziehen, nämlich den, unbescheiden zu seyn, ich will daher diesen Besuch nicht verlängern. Ich habe mich auf Ihren Befehl hierher begeben, Madame. — Wollen Sie die Güte haben, zu sagen, warum ich hier bin und was Sie von mir begehren?“

Sie sah mich auf die befremdendste Weise an; es lag Haß, doch auch Neugier in diesem Blicke.

„Ich bin sehr unerfahren in der Diplomatie, Herr Herzog, ich lernte nicht mich verstellen, täuschen, verführen und über Eide und geschworne

Treue lacher.“ — Unwiderstehlich fortgerissen, setzte sie dann hinzu: „ich bin eine wahrhafte Moskowitin, ich, ich hasse die Franzosen. — Sie hätte mir diesen Auftrag nicht geben sollen; wenn Du ein russisches Herz hättest, arme Elise, so würde Dir niemals ein Franzose Thränen entlockt haben!“

„Elise! dieser Name trieb mir all' mein Blut ins Herz. Dieser Name! Ich wäre eher in den Tod gegangen, ehe ich ihn laut ausgesprochen haben würde. — Der Teufel, dachte ich, ist hier bei diesem Vorfall thätig; das ist eine Schlinge — ein Verrath! und unwillkürlich fuhr meine Hand nach der Pistole. „Herr Herzog,“ sagte sie, „ich weiß nicht, welchen Begriff Sie Sich von mir haben machen können. Doch von allen Vermuthungen, die ein anscheinend leichtfertiges Benehmen von meiner Seite hat veranlassen können, ist gewiß jede eine Beleidigung.“ — Ich machte ein Zeichen der Verneinung.“

„Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie mich an. Ich bin in Moskau geboren; in Moskau, der jetzt verheerten, von den Franzosen entheiligten Stadt. — Ich war zwölf Jahre alt, als ich meine Mutter verlor. Mein Vater bekleidete eine hohe Stelle

am russischen Hofe, und brachte mich unter den Schutz von ..... (ich kann Ihnen die Person nicht nennen, sagte der Herzog) in das kaiserliche Haus der adeligen Fräulein in St. Petersburg. Dort lernte ich meine Beschützerin verehren und lieben, und bald liebte ich sie, ganz wie ich meine Mutter geliebt. Ich hing an ihr mit jener töchterlichen, begeisterten, ergebenen, unterwürfigen Liebe und täglich mischte sich ihr Name in meine Gebete.“

„Dies erklärt Ihnen, Herr Herzog, warum Sie hier sind, hier, bei mir; warum ich mich dazu verstand, einen Feind meines Landes zu sehen und zu sprechen.“

„Eines Tages, ich hatte erst fünfzehn Jahre, sprach mein Vater zu mir:

„Feodora, diesen Abend wirst Du im Cabinet des Kaisers Deinen Heirathskontrakt mit dem Grafen **. unterzeichnen und in acht Tagen verheirathet seyn. Geh' nimm Abschied von Deiner Großmeisterin und von Deinen Gespielinnen; Du wirst sogleich dieß Haus verlassen. Ich sprang vor Freuden auf; denn ich konnte nunmehr alle Tage meine geliebte Beschützerin sehen. Meine Heirath kümmerte mich gar nicht; ich hatte meinem Vater

die Erklärung dieses Wortes, das ich nicht verstand, abzuverlangen nicht gewagt. Am andern Tage bat ich meine Adoptivmutter, zu ihren Füßen auf einem kleinen Tabouret sitzend und meinen Kopf auf ihre Kniee legend, sie möchte mir sagen, was die Ehe sey. „Armes Kind!“ sprach sie und fuhr mit ihren Rosenfingern in mein Lockenhaar, „du wirst nur zu bald erfahren, das dies Wort das ganze Geschick einer Frau in sich begreift.“

„Acht Tage später war ich verheirathet. Ich war kein Kind mehr, ich war kein junges Mädchen mehr, wiewohl ich nur erst fünfzehn Jahre hatte und ich ward die Freundin und Vertraute meiner Beschützerin. Ich wurde eingeweiht in ihr so glänzendes und so beneidetes Leben, ganz ausgefüllt mit Festen und Thränen, mit Ehren und Demüthigungen, mit brennenden Erinnerungen mit bitterer Reue!

Sie hatte geliebt, diese gute Elise, sie hatte ihr Herz, ihre ganze Liebe hingegeben, und der Undankbare, der diese unschätzbaren Güter besaß, er verachtete sie eines Tages. Er verließ sie, er opferte sie, ich weiß nicht, welcher Nothwendigkeit. — Sie sind bewegt, Herr Herzog; vielleicht be-

greifen Sie nicht, daß ein Herz, das sich Ihnen ergeben, das an Ihre Schwüre, an die Religiosität der Liebe geglaubt hat, brechen könne. Man hatte dieser armen leichtgläubigen Seele einmal gesagt: „Elise, verlange von mir mein Leben, mein Blut, Alles, — o! aber verlange nicht, was ich Dir nicht geben kann, denn, sieh! ich stürbe, wenn ich Deinen Wünschen nicht genügen könnte.“ Und zwei Jahre waren kaum verlaufen, als Elise zu den Füßen dieses Mannes niedersank und ihm sagte: „Reise nicht, Armand! Sieh, ich liege vor Dir auf den Knieen, Du weißt wohl, daß ich ohne Dich nicht leben kann, nicht da, wo Du nicht bist. Bringe mir ein Opfer, ein einziges, um alle die, welche ich Dir gebracht, zu vergelten. — Dein Land ist Dir also theurer als ich, als mein Leben? Stellen, Reichthümer, Auszeichnungen werden Dir hier angeboten; nimm sie an, Armand, nimm sie an, ich beschwöre dich! Erlauchte französische Namen befinden sich unter den Bewohnern des großen Rußland. Bleib' bei uns; geh' nicht fort, Armand! Deine Pflichten, sagst Du, reißen Dich 800 Stunden weit von mir; Du hast mich also niemals geliebt? Als Du mir Dein Leben,

Dein Blut anbotest, täuschtest Du mich also doch, weil in dieser vermaledeiten Stunde es etwas gibt, das Du mir vorziehest. Antworte mir, — Oh! Du sagst mir jetzt, die Ehre sey stärker als die Liebe; Du könntest für mich sterben, aber nicht neben mir ehrlos leben! Dieß ist eine müßige Ausrede; das mußtest Du mir an dem Tage, wo ich mein Haupt an deinen Busen legte, sagen, daß Du mir nur eine bedingte Liebe gewährtest — o, dann hätte ich mich lieber in die Newa gestürzt, als mich Dir hingegeben.“ Alles das hat sie ihm gesagt, Herr Herzog, und noch andere, weit rührendere Worten hat sie gesprochen. — Und er ist doch gegangen, dieser Mann!“ —

Ich war wie bezaubert. Dieser Auftritt, der so lebendig vor meinen Augen noch dasteht, trug mich in eine so glückliche Zeit zurück. — Ich weiß nicht, wo ich damals den rauhen Muth hergenommen, um allen Verführungen der leidenschaftlichsten Liebe zu widerstehen; denn ich betete sie an, diese Frau! Ich liebte sie mit jener Begeisterung, die weder berechnet, noch die Gefahr abmißt; und es lag in dieser Verbindung für mich so sehr große Gefahr. Die Verhältnisse

mußten sehr gebieterisch seyn, die Ehre mußte sehr laut sprechen, um daß ich mich entschließen konnte, diese süßen Bande gewaltsam zu zerreißen, und dem entzückenden Glücke, für das ich täglich mein Leben auf das Spiel gesetzt, zu entsagen. — Aber eine leidenschaftliche Frau, die uns im Austausch unserer Liebe mehr als ihr Leben gibt, begreift nicht, daß eine verhängnißvolle Stunde erscheint, wo wir sie der unerbittlichen Pflicht opfern müssen. Ich blieb in meine Träumereien verloren. Erst die Stimme Feodora's machte mich auflebend.

„Herr Herzog, sie haben mir also nichts zu sagen?“

„Madame! Sie sprachen einen Namen aus, der ein auf ewig in meinem Herzen begrabenes Geheimniß berührt. Dieser Name, den ich in den Tagen meines Glücks erfand und aussprach, darf nicht mehr über meine Zunge kommen. Hat Sie Ihnen etwas für mich zugestellt? Mit Ausnahme der Opferung meiner Ehre, das weiß sie wohl, ist ihr mein Leben bis zum Tode geweiht.“

„Ah!“ erwiederte sie verächtlich. „Noch einen

Vorbehalt also in Ihrer Ergebenheit?“ Darauf trat sie zu dem Tische, drückte eine Feder, die einen sinnreich in den Fugen des Holzes angebrachten Kasten öffnete, nahm ein kleines, reich gesticktes Portefeuille heraus und übergab es mir. „Es enthält einen Brief, und ich werde die Antwort besorgen, Herr Herzog.“

Ich ergriff rasch die Brieftasche und beurlaubte mich von der Gräfin ***. Sie führte mich mit derselben Vorsicht den ersten Weg wieder zurück. „Das ist nicht eben ein Liebesabentheuer,“ dachte ich, als ich mich auf mein Pferd schwang und in einigen Minuten mein Hotel wieder gewann. Die ganze Nacht hindurch hielt mir meine Phantasie die Umstände dieser unbegreiflichen Zusammenkunft wieder vor. Dieser Frau war auf das Vertraulichste ein Geheimniß mitgetheilt worden. Der Brief, den sie mir übergeben, ließ mir keinen Zweifel über das unbegränzte Vertrauen, das mir Feodora schenkte. Seltsames Wesen, wahrhaftig! So offen, so verwegen und im Ausdruck ihres Hasses gegen die Franzosen so hübsch, und so verführerisch in ihrem wilden Trotze!

Einige Tage später überbrachte ich Feodora die

Antwort auf den Brief im Portefeuille. Ich suchte die wilde Moskowitin zu besänftigen und sah sie später noch einige Male.

Wenig Tage vor meiner Abreise von Prag übergab mir eines Morgens mein Kammerdiener ein dickes Packet, das ein Courier in der Nacht überbracht hatte. Als ich die Umschläge abriß, fielen drei Briefe heraus. Zwei von diesen Briefen waren von derselben Hand, wie der, den ich früher erhalten, und trugen einen Datum, der mir bewies, daß sie mir nicht treu waren übergeben worden.

Ich öffnete nachlässig den Brief Feodora's. Seltsames, seltsames Wesen!

Ich glaubte zu träumen, ich schwöre es Ihnen; die Seltsamkeit meiner Verhältnisse mit dieser Frau birgt ein Geheimniß, das die Zeit mir nicht hat enthüllen können.

„Die Sache des Kaisers Napoleon, hieß es darin, ist verloren, nichts kann Frankreich von seinem Sturze retten. Ihre Bemühungen sind vergeblich. Verlassen Sie den korsischen Tyrannen, der hochherzige Alexander wird Sie aufnehmen, und Sie können an seiner Seite Ihrem Lande nützlich werden. Der berühmte General Moreau

hat begriffen, daß er eine göttliche Sendung zu erfüllen habe; er ist Meere überfahren, um den Unterdrücker seines Vaterlandes vom Throne zu stürzen. Moreau ist im Lager der verbündeten und unbesiegbaren Mächte.“

Ich verlor mich in Muthmaßungen. Wer war diese Feodora? Ich sandte aus, um Erkundigungen darüber einzuziehen. „Die russische Dame ist vor vier und zwanzig Stunden abgereist,“ antwortete der Hüter des Hauses. Seitdem habe ich viele Russen befragt; aber erstens kannte ich den Namen der Familie nicht und mußte begreiflicher Weise auch sehr vorsichtig in meinen Nachforschungen zu Werke gehen. Und so ist meine reizende und stolze Moskowitin bis auf diesen Tag für mich die phantastische Feodora geblieben.

Hier enden alle meine glücklichen Tage. Von nun an wird alles in meinen Berichten trüb seyn; je mehr sich dies Gemälde verdüstert, werden Sie unsere ersten Plaudereien bedauern. Morgen werde ich Ihnen meine Rückkehr nach Görlitz, wo ich wieder zum Kaiser stieß, erzählen. Ich werde Ihnen einige unbekannte Details über die erschreckliche Catastrophe von Leipzig mit-

theilen, und Sie werden mit mir der Meinung seyn, daß, wenn die Zeitgenossen das Recht haben, Napoleon vieles Unrecht vorzuwerfen, die Sühnung bei Weitem seine Fehler übertroffen hat.

Vierzehntes Kapitel.

Napoleon in Görlitz und in Stolpen.

Am 18ten August gewann ich das Hauptquartier in Görlitz wieder, und wenn ich auch die offizielle Kriegserklärung Oesterreichs aus Böhmen nicht mitbrachte, so ließen doch die Nachrichten, welche ich dort eingesammelt, darüber keinen Zweifel. Im Augenblicke, wo ich bei dem Kaiser eintrat, beförderte der Fürst von Neufchatel Befehle von verschiedenen Armeecorps. „Berthier, lassen Sie die Ordonanzen sogleich abgehen...... behalten Sie Gourgaud da; er soll meine besondern Befehle erwarten.“ Darauf wandte er sich an mich: „Nun, Coulaincourt?“

In diesem Augenblick meldete ein Cabinetsdiener den Herzog von Otranto. Man mußte in meinem Blicke meinen Gedanken lesen können; denn der Kaiser sagte mir: „O, Sie werden noch

ganz andre Leute sehen!“ Fouché hier zu sehen war mir allerdings äußerst unangenehm; ich begriff seine Gegenwart bei der Armee nicht. Ich empfand für diesen Mann jenen instinktartigen Widerwillen, welchen die Ereignisse fast immer rechtfertigen; und da das Umhertreiben in der großen Welt mich nicht hat geschmeidig genug machen können, um daß ich meine Abneigungen je mit Erfolg zu verbergen im Stande gewesen wäre, so wußte Fouché sehr wohl, daß ich ihn nicht liebte, und er gab mir es auch reichlich wieder zurück.

„Herzog von Otranto,“ sagte der Kaiser, „Ihre Ernennung zum Gouverneur der illyrischen Provinzen gibt Ihnen einen großen Beweis von dem Vertrauen, das ich in Ihre Fähigkeiten setze. Sie müssen den Machinationen des Baron von Stein all' ihre Schlauheit entgegenstellen. Wachen Sie über seine Umtriebe — verjagen sie ohne Schonung die Aufreizer . . . Schicken Sie dieselben nach dieser oder jener Provinz von Frankreich mit hinlänglich belegten Notizen für den Präfekten und den General-Commissair des Departements, und geben Sie der allgemeinen

Polizei in Paris davon Nachricht. . . . Ich habe in meiner Hauptstadt der unruhigen Köpfe genug, um auch noch die Deutschen dahin schicken zu wollen. Ihre Machtvollkommenheiten sind sehr ausgedehnt, außer in sehr wichtigen Fällen, handeln Sie, ohne erst bei mir anzufragen. In der Thätigkeit der Polizei ist Festigkeit und besonders Schnelligkeit von Nöthen. . . . Keine Nachgiebigkeit, kein Unterhandeln mit den Aufwieglern. . . . die halben Maßregeln schaden immer und belehren keinen Feind. . . . Mit Gefühlen leitet man keine Politik, Sie wissen das . . . . Gehen Sie, Herzog von Otranto, ich zähle auf ihren Eifer und auf Ihre Gewandtheit."

„Ew. Majestät wissen, daß ich Ihnen auf Leben und Tod ergeben bin, und der Posten, den Sie mir anzuvertrauen geruhen, wird mir Gelegenheit geben, dies Ew. Majestät von Neuem zu beweisen.

„Ich zähle darauf, ich zähle darauf . . . Sie werden mir täglich einen genauen Bericht von der Meinung der Einwohner für oder gegen meine Regierung geben . . . . Gehen Sie freundlich mit den Guten um, aber zeigen Sie den Bösen

die Zähne. Merken Sie sich die Wahrheit, daß der öffentliche Geist in dessen Händen ist, der ihn zu leiten versteht. . . . Sagen Sie es, und lassen Sie es auf den Dächern ausschreien, daß ich die illyrischen Provinzen nie aufgeben werde. Sie verstehen mich? . . . . . Dies ist das einzige Mittel, Abfällen zuvorzukommen und verbrecherische Hoffnungen zurückzudrücken. Sorgen Sie für die Verproviantirung der festen Plätze. . . . Unterlassen Sie nichts, was nützlich ist und theilen Sie mir Alles, was mich aufklären kann, mit. In den gegenwärtigen Umständen muß ein Generalgouverneur eroberter Provinzen eine wachsame Vorhutsschildwache seyn."

Der Generalgouverneur der illyrischen Provinzen zog sich zurück, die Hand auf das Herz legend und sich tief verbeugend, aber in seinen weißlich grünen Augen las man scheußliche Dinge. Auch verfolgte und beschimpfte zwei Jahre später dieser Mann seinen unglücklichen Herrn. Das mußte so seyn.

Der Kaiser nahm einige Körbe voller Papiere, die er durchlief ohne ein Wort zu sprechen. Dies gibt mir Gelegenheit zu einer neuen Bemerkung

über Napoleons sonderbaren Charakter. Er hatte meinen Gedanken ganz erfaßt, und, wiewohl wir uns nie über Fouché ausgesprochen, so bin ich doch sicher, daß er alle meine Besorgnisse in Bezug auf diesen Mann theilte. Indessen seine Eigenliebe, und er hatte deren viel, wollte sich nicht zu einer Art von Rechtfertigung dieser dem Herzog von Otranto ertheilten Gunst herablassen, zumal derselbe aus triftigen Gründen von ihm früher entlassen worden war; aber meine stumme Mißbilligung drückte ihn und er hatte gewünscht, daß ich eine Erklärung darüber veranlaßte; aber ich war eigensinnig genug, es nicht zu thun, und wiewohl er mich oft „Eisenstange“ nannte, so kam er doch immer zuerst wieder; denn in den Details des Privatlebens war er vortrefflich.

Wie es gewöhnlich in solchen Fällen geschah, einige Tage später sprach er mir von den Gründen, die ihn bestimmt, dem Herzog von Otranto die Verwaltung von Illyrien zu übertragen. Diese Ernennung war eine Handlung hoher Politik. Er dachte an den Vorfall mit Mallet. Der tollkühne Streich desselben ließ ermessen, was ein anderer Waghals mit Erfolg unternehmen konnte,

und der Kaiser wollte einen so gefährlichen Mißvergnügten, als Fouché war, nicht hinter sich in Paris zurücklassen. Dies Mißtrauen war begründet. Dennoch verbarg er es geschickt unter dem gültig scheinenden Vorwande, die verschlagene Polizei Fouché's der verborgnen aber allmächtigen Polizei des Baron Stein, bekannten Hauptes der von allen Seiten sich bildenden geheimen Verbindungen entgegenzustellen. Stein hatte sich auch der Leitung der Volksmenge bemächtigt, und mit Hülfe einer gleichsam demokratischen Sprache, die zahlreichen hohen Schulen in Aufruhr gebracht, so daß er auf ihnen eben so viel junge, zum Waffendienste beredte Männer, als Studenten waren, zählte. Die geheimen Gesellschaften waren damals in Deutschland an der Tagesordnung und man fand den unermüdlichen Stein an der Spitze aller ihrer Verzweigungen.

Der Kaiser, dessen Adlerblick die Revolutionen durchdrang, sagte mir: Ich will glauben machen, daß ich Fouché dem Baron Stein entgegenstelle. Aber was vermögen Fouché und alle französische Polizeipersonen in Illyrien gegen den furchtbaren Einfluß der geheimen Gesellschaften, die Deutsch-

land überschwemmen? In diesem Augenblicke kommen diese Gesellschaften den Mächten vortrefflich zu statten, sie bedienen sich deren zu thätigen und ergebenen Hülfstruppen gegen mich: sie werden sie zu ihrem Nutzen verwenden bis zu dem Tage, wo sie diese jungen fanatisirten Köpfe dem Henker überliefern."

Fouché täuschte sich aber auch seinerseits keinen Augenblick über die eigentlichen Gründe, die ihm zur Ernennung in das Gouvernement von Illyrien verhalfen; Wuth im Herzen reiste er von Paris ab; er fühlte, daß er errathen worden; doch er gehorchte und beugte sich unter der Hand, die ihn früher geschont hatte und ihn jetzt so väterlich züchtigte. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo man ungestraft seinem Wohlthäter ins Gesicht speien konnte. — Ich erzähle Ihnen darüber entsetzliche Dinge, von denen ich nach der Schlacht von Waterloo in den Salons von Fontainebleau und Paris Zeuge war....

Aber ich war, glaube ich, im Cabinete des Kaisers, wartend, daß er das Wort an mich richte.

„Die Nachrichten von Prag sind also sehr

schlimm," sagte er mir lebhaft, „da Sie so wenig sich beeifern sie mir mitzutheilen."

„Ich wartete, bis Ew. Majestät mich befragten."

„Reden Sie ... hat sich Oesterreich offiziell gegen mich erklärt?"

„Ich glaube, Sire, daß Oesterreich mit Preußen und Rußland gemeinschaftliche Sache machen werde."

„Das ist da Ihre Meinung," antwortete er sehr kurz; „ist aber noch keine Thatsache."

„Es ist eine Thatsache, Sire, und Ew. Majestät sollten wissen, daß in einer so ernsten Angelegenheit meine Meinung sich nicht auf bloße Vermuthungen hin bildet."

„Worauf gründen Sie dieselbe?"

„Den Vorabend vor dem Tage, der zum Abbruch des Waffenstillstandes festgesetzt war, ist Blücher mit hunderttausend Mann in Schlesien eingetreten und hat sich Breslau's bemächtigt."

„Das ist in der That wichtig. Sind sie dessen gewiß Coulaincourt?"

„Ich hatte Sire, deshalb einen heftigen Streit

mit Metternich am Abend vor meiner Abreise von Prag.“

„Fahren Sie fort“ — Und seine Augen gruben sich in die meinigen ein, als wolle er seinen Urtheilsspruch in denselben suchen.

„Denselben Tag, als Breslau besetzt worden, ist General Jomini aus dem Generalstabe des Marschalls Ney desertirt und befindet sich in diesem Augenblicke beim Kaiser Alexander.“

„Jomini!! .... bedeckt mit meinen Wohlthaten .... der Elende! .... Seinen Posten verlassen am Abend vor einer Schlacht! .... Zum Feinde übergehen mit den Nachrichten von unsren Streitkräften, unsren Hülfsquellen .... welche niederträchtige, welche infame Desertion!!“.... Seine Züge verriethen eine bittere Täuschung, eine immer steigende Unruhe bemächtigte sich seiner .... Ich hatte den Muth nicht, fortzufahren.

„Ist das Alles?“ fragte er, mir die Hand reichend; „sprechen Sie, Coulaincourt, ich muß alles wissen, ich muß!“

„Sire, die Coalition ist seit lange gebildet; Schweden marschirt auch gegen uns! . .“

„Nicht doch!“ unterbrach er mich ungestüm,

„Bernadotte? Bernadotte marschirte gegen Frankreich. — Das ist der Eseltritt! . . .

„Bernadotte“ hob ich weiter an, „nicht zufrieden, selbst seine Waffen gegen uns zu kehren, hat unter den Exilirten geworben, gleich als wollte er nicht allein die Verfluchungen seiner Brüder auf sich laden.“

„Was wollen sie damit sagen?“

„Der General Moreau ist im Lager der Verbündeten angekommen. . . .“

„Moreau bei den Alliirten! das ist nicht möglich, Coulincourt, das glaube ich nicht; Bernadotte, der König von Schweden kann seine Verrätherei, seine schändliche Handlung, mit einem gültig scheinenden Vorwand verbrämen; aber Moreau . . . . Moreau sich an mir, an seinen Landsleuten, an seinem Vaterlande rächen! O! . . . Moreau ist schwach ohne Energie, ohne Adel in seinem Ehrgeize, aber zwischen ihm und einem Jomini — einem Abtrünnigen, einem Ueberläufer, ist es noch weit. . . . Ich glaube nicht an diese Nachricht. . . . Von wem haben Sie dieselbe?“

Ich antwortete auf diese Frage nicht cathegorisch,

und Sie wissen warum" sagte der Herzog lächelnd; „es lag zuviel Niederschlagendes in diesen Prager Berichten, als daß ich hätte daran denken können, den Kaiser mit der Episode der seltsamen Feodora zu unterhalten! —

„Die Besetzung von Breslau," hob der Kaiser wieder an, „ist von ganz anderer Wichtigkeit. Dies ist eine vollbrachte Thatsache voller unberechenbarer Folgen. . . . Wir müssen den Kampf von Neuem beginnen, und wir müssen siegen, oder wir werden jenseits des Rheins zurückgeworfen. . . . Aber so sagen Sie doch, was begehrt denn der Kaiser von Oesterreich? Hatte er früher nicht seine freie Einwilligung in die Verträge gegeben? habe ich sie je verletzt? Mit welchem Scheingrunde rechtfertigt das Wiener Cabinet sein Benehmen gegen mich?"

Ich schwieg. Er wußte aus meiner Correspondenz, daß ich über diese Frage die bündigsten Beweisgründe erschöpft hatte, ohne ihn zu überzeugen. Ich hatte es gesagt, es war von den Mächten beschlossen, Frankreich zu vernichten.

„Nun wohl!" rief er; „das Loos ist also geworfen. Ich habe dreimalhunderttausend Fuß-

soldaten, vierzigtausend Pferde und eine furchtbare Artillerie. Sachsen ist mir treu geblieben und wird es bleiben; dies Land wird der Schauplatz meiner Operationen seyn. . . . Ich werde sie wohl zum Frieden nöthigen. . . . Alles ist noch nicht verloren, Coulaincourt! Es giebt noch hier," und dabei schlug er sich vor die Stirne, „Entschlossenheit und Ausführungsmittel, ich lasse mich so leicht nicht niederwerfen. . . . Ich habe hier einen verwegenen Plan ersonnen, eine jener Eingebungen, die dem Glücke gebieten; aber um dieß waghalsige Manöver ausführen zu können, muß man wissen, seine Schiffe zu verbrennen. . . . Treten sie heran, Coulaincourt!" Er hatte sich über eine Karte von Preußen gebeugt. „Von Düben aus kann ich gradewegs auf Berlin marschieren, und mich dessen ohne einen Schuß zu thun bemächtigen; ich vernichte Bernadotte *)

---

*) Ich bemerke hier nur, daß die Verfasserin oder Coulaincourt in den Erinnerungen Epochen verwechseln, denn Napoleon konnte in demselben Augenblick, wo er eben erst Bernadotte's Absicht, sich in den Krieg zu mischen, erfahren, noch nicht wissen, daß er ihn in Berlin gegenüber haben würde. Uebers.

und Blücher, dessen Unvorsichtigkeit Berlin ohne Deckung gelassen. . . . Blücher ist ein guter Haudegen, aber ein schlechter General. In's Herz von Preußen eindringend befreie ich meine Festungen.“ Er gewahrte meine Ueberraschung. „O! ich weiß wohl, diese Idee ist kühn; aber nur wenn man die breitgetretenen Pfade verläßt, macht man einen langen vom Feinde überdachten Feldzugplan zu Schanden. Wenn ich den ersten Augenblick der Bestürzung benutze, so kann ich durch einen verzweifelten Schlag die ganze Lage der Dinge ändern. Sehen Sie, sehen Sie, Coulaincourt; folgen Sie mir mit Aufmerksamkeit. Düben ist ein Verbindungspunkt, der meine Plane maskirt. Der Feind wird glauben, ich bereitete mich vor, um mich auf Leipzig zu stützen, während ich mit allen vereinigten Kräften grade auf Berlin losmarschiere. . . . Dies Manöver ist unmerklich; aber, wenn ich verstanden und unterstützt werde, so habe ich die Ueberzeugung, daß es gelingt und daß es über den Ausgang des Feldzugs entscheidet.“

„Wirklich, der Plan war bewundernswerth,“ fuhr der Herzog von Vicenza feurig fort; „es

war eine der größten Conceptionen dieses merkwürdigen Genies.

Wir besprachen diesen Plan der Wegnahme von Berlin unter allen seinen Gestalten. Ich theilte die Meinung des Kaisers, daß der Erfolg wenigstens sehr wahrscheinlich sey, und übrigens konnte in der verzweifelten Lage, in welcher wir uns befanden, Verwegenheit uns besser dienen als Vorsicht. Auch bewies die Folge, daß unter allen möglichen Hypothesen der Plan des Marsches auf Berlin nicht verderblicher ausfallen konnte als unsre rückgängige Bewegung auf Leipzig. Aber, wie er es gesagt hatte, man mußte dazu Männer finden, bereit mit Entschlossenheit ihre Schiffe zu verbrennen. Ich komme später auf den traurigen Moment, dessen Augenzeuge ich war, als in Düben die Plane des Kaisers bekannt wurden, und als sie nun ausgeführt werden sollten. Er soll nicht der seyn, auf dem allein die Verantwortlichkeit der Unglücksfälle, die Frankreich betroffen, haftet. Jedem seine Thaten! . . . .

Die Nacht verging, aber keiner von uns beiden dachte an Ruhe. Den Kopf voll von tausend

Ideen durchging er mit großen Schritten sein Cabinet. Plötzlich bleibt er vor mir stehen und sagt ohne alle Einleitung: „Murat ist angekommen!“ und nach einigem Zögern: „ich habe ihm den Befehl über meine Garde gegeben.“ . . .

Ich konnte eine Bewegung nicht zurückhalten.

„Nun ja! ich weiß es wohl! . . . Ich habe ihn anfänglich übel empfangen, und dann habe ich seinen Bitten nachgegeben. Dieser da wird mich wenigstens nicht mit den Waffen in der Hand verrathen, er schlägt sich gut, er ist tapfer wie sein Degen. . . . Was wollen Sie, Coulaincourt, es giebt gewisse Ahnungen, deren man sich erwehren muß. So lange ich glücklich seyn werde, wird Murat auch meinem Glücke folgen. Lassen wir das! . . . Ich habe genug mit der Gegenwart zu thun, um auch noch in der Zukunft forschen zu wollen.“

Und doch hatte der Kaiser sicher sich einen großen Zwang anthun müssen, um Murat zu empfangen. In Smorgony, wo er den Oberbefehl über die verstümmelten Reste unsrer unglücklichen Armee erhalten, hatte sie der König von Neapel verlassen. Seitdem war sein Benehmen

gegen Napoleon zum wenigsten zweideutig gewesen. Erst kürzlich hatte er sich gegen Oesterreich erboten, zwischen Frankreich und der Coalition als Vermittler zu dienen. Dies scheint unglaublich, ist aber doch wahr. Dieser Vorschlag war nicht blos lächerlich, da Murat wohl wußte, wie er über den Willen des Kaisers nicht verfügte, sondern es lag auch ein hinterlistiger Gedanke in dieser niedrigen Kriecherei vor den Alliirten. Derselbe entwickelte sich später. . . . Auch wußten wir von seinen Intriguen mit Lord Bentink, und daß er eine Zusammenkunft mit diesem Engländer gehabt. Als der Kaiser diese Schritte erfahren, war er in einen entsetzlichen Zorn gerathen, und hatte mir gesagt: „Murat ist entweder ein Narr oder ein Verräther . . . . er verdient, erschossen oder nach Charenton geschickt zu werden; es gibt keinen Mittelweg.“ Aber die Ereignisse eilten rasch vorwärts, und der Kaiser war dahin gekommen, jeden Tag das alte Sprichwort, Nothwendigkeit wird zum Gesetz, anerkennen zu müssen. Es war in der That eine harte Nothwendigkeit, die ihn zwang, den Ausdruck seiner Verachtung für

so viel Undankbarkeit zu unterdrücken. Doch ich breche ab — das Grab deckt heute den Undankbaren und seine Irrthümer! . . .

Während meines Aufenthaltes in Böhmen hatte der Kaiser in Mainz mit der Kaiserin eine Zusammenkunft gehabt. Er sprach mir von diesem Rendez-vous mit seiner Louise mit dem Entzücken eines jungen Mannes; bei solchen Gesprächen warf er dann alle Sorgen von sich und sein strahlendes Gesicht trug keine Spur mehr von den schmerzlichen Empfindungen, die es bei'm Beginn unsrer Unterhaltung offenbart. Er zog ein kleines Miniaturportrait des Königs von Rom, von Isabey gemalt, aus seiner Westentasche; wahrlich, in seiner neuen Ehe war Napoleon wie ein Weib und Kind liebender Bürger. Seine barschen und oft vor dem Publikum wenig passenden Manieren gegen Frauen standen in großem Contrast mit seinem liebevollen und artigen Benehmen im Innern seiner Familie.

Man muß überhaupt mit Napoleon vertraulich gelebt haben, um von ihm mit Billigkeit sprechen zu können. Mir, der ich ihn wahrlich auswendig weiß, erscheint er wie ein schöner

Traum, je mehr die Zeit uns von ihm trennt. Und glauben Sie es wohl? Was ihn in meinem Andenken idealisirt, ist weit weniger der Held, der mit seinem riesenhaften Ruhme die Welt erfüllt, als der Mensch in seinem innersten Privatleben; dieser Contrast ist ein äußerst anziehendes Studium.

Wenn er guter Laune war, hatte er eine Heiterkeit und eine kindliche Ausgelassenheit, von denen man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Wenn er sich die Mühe geben wollte, konnte er sehr geistreich persifliren, und wehe dem, der alsdann von ihm aufgezogen wurde. So wußte er äußerst treffend die Manieren von Cambacères und Kurakin nachzuahmen, und da er alles erfuhr, wie er zu sagen pflegte, so war er immer von ihren kleinen Seitensprüngen und anderen drolligen Vorfällen unterrichtet.“

— „O, so erzählen Sie uns doch, bitte, einige von diesen drolligen Vorfällen!“

„Das ist nicht so leicht, als Sie sich einbilden,“ antwortete der Herzog lachend; „vielleicht bitten Sie mich sogleich wieder zu schweigen.“

„O, nicht doch! ich liebe zum Sterben

solche Geschichten, geben Sie mir eine zum Besten!“

„Nun gut, Ich will Ihnen den boshaften Streich, den der Kaiser seiner Excellenz, dem Fürsten Kurakin, Gesandten des Kaisers aller Reußen spielte, erzählen.

Im Januar 1812 gab es Theater bei Hof. Sie kennen die Anordnung des Saals: die Kaiserin saß in einer großen Loge mitten unter Damen. Von jeder Seite nahmen die Frauen der hohen Würdenträger, alle namentlich von Ihren Majestäten eingeladen, den ersten Platz ein. An der äußersten Rechten war die Lage des Kaisers unmittelbar vor der des diplomatischen Corps.

Der arme Kurakin, ohne Zweifel einer der häßlichsten Männer seiner Zeit, hatte die Thorheit, sich von Kopf bis zu Füßen mit Diamanten zu bedecken. Der Kaiser pflegte von ihm zu sagen, daß der Kronleuchter vor Kurakin erbleichte, und daß er Duroc riethe, hundert Kerzen zu ersparen, wenn der russische Gesandte dem Schauspiele beiwohnte. Eines Abends gab man einen Akt des befreiten Jerusalem. Die entzückende

Grassini, die nur auf dem Theater des Hofes sang, Crivelli, Pasta waren vortrefflich; Tachinardi leitete die Chöre; es war ein herrliches Ensemble und aller Blicke waren nach der Bühne gerichtet. Kurakin, strahlend wie eine Sonne und über seine Loge hinausgelegt, brüstete sich mit lieblicher Selbstgefälligkeit; unempfänglich für die Reize der Musik, hörte er auf dieselbe nicht hin; ein einziger Gegenstand im Saale fesselte, zwar nicht seine Ohren, doch seine Augen. Da die Etikette nicht erlaubte, daß er dem Kaiser den Rücken kehrte, so hielt er, auf die Gefahr hin, sich eine Hals-Verrenkung zuzuziehen, fortwährend seinen Kopf auf die Gräfin L * *, die auf dem zweiten Range zur Rechten saß, hingerichtet und schnitt ihr die liebevollsten Gesichter von der Welt zu. Bald schlug er mit seinen dicken, mit Diamanten überladnen Fingern den Takt auf dem Rande seiner Loge, bald spielte er mit den, mit den schönsten Steinen von der Welt geschmückten Aiguilletten an seiner Uniform. Duroc und ich, die wir hinter dem Kaiser saßen, hatten mehrmals schon Bemerkungen über das Liebäugeln des grotesken Kurakin mit der jungen und hübschen

Gräfin gewechselt. Die Gräfin war übrigens ziemlich coquett, verschlagen, wie es nur irgend Jemand seyn konnte. Doch wie war es möglich, hier an etwas Böses zu denken?....

Nach dem Schauspiel führte der Kaiser seine Gemahlin in ihre Zimmer. Ich erinnere mich, daß sie an der linken Brust ein Bouquet von Steinen in allen Farben, welche abgesonderte Blumen darstellten, trug. Der Kaiser stellte sich entzückt über diese Diamanten, die er längst kannte, wandte sich dann an Kurakin nnd ließ sich in eine weitläuftige Auseinandersetzung über die Schönheit und den Werth der Brillanten aus, mit denen der Gesandte im buchstäblichen Sinne des Worts übersäet war. „Wahrhaftig, Fürst, Sie tragen die Minen von Golconda an sich.“

Und Kurakin verbeugte sich.

„Sie sind blendend.“

Neue Verbeugung.

— „Sie sind in der That unwiderstehlich.

„Ah! Sire!“

Und der dicke Kurakin schlug ein Rad und brüstete sich wie ein Pfau, nicht ohne dabei der empfindsamen Gräfin L. schmachtende Blicke zu-

zuwerfen, so daß diese über sein Benehmen in nicht geringe Verlegenheit gerieth.

Eine Stunde nachher, als der Kaiser in der besten Laune in seine Zimmer gegangen war und sich entkleidete, erzählte er Duroc und mir die kleine Comödie, die er auf das befreite Jerusalem hatte folgen lassen.

„Kurakin,“ sagte er zu uns, „hat sich eingebildet, daß er in Madame L. verliebt ist, und nachdem er einige Tage lang ohne Erfolg, wie ein Tauber, gekullert, hat er endlich eine glühende Liebeserklärung gewagt. Die boshafte Frau hat unter das Billet, von dem sie höchlich entrüstet geworden, und das sie zurückgeschickt, die Worte geschrieben: „Ew. Excellenz irrten sich; diese Erklärung ist an Mademoiselle Bigotini und nicht an mich gerichtet.“ Ein zweites Billet, keine Antwort. Aufstellung einer andern Batterie. Kurakin betrachtet sich im Spiegel und begreift ohne Zweifel, daß er sich unter Haufen von allerhand Kostbarkeiten verstecken muß. Seitdem langt jeden Morgen im Hotel der Grausamen ein colossales Bouquet an, begleitet von einem Korbe voll der prächtigsten Kleinigkeiten aus Siken's

Magazin, und deren Rechnung für diese Präliminarien schon über 20,000 Franken beträgt; in ihrer verstellten Unschuld versichert dabei Madame L. mit der redlichsten Miene von der Welt, sie erkenne darin die Galanterie des Generals, ihres Mannes, der, da er so oft und lange abwesend, durch solche niedliche Ueberraschungen sich ihrem Andenken empfehlen will.“

Wir lachten herzlich, wir kannten den General L., der in seinem ganzen Leben sich keine Verschwendung vorzuwerfen gehabt. . . .

„O, das ist noch nicht Alles! Gestern Abend ging Madame L. in die Oper und dann nach Neuilly zum Ball zu Pauline. Als sie um drei Uhr Morgens zurückkommt, zieht ihr Bedienter aus dem Wagen den Pelz und einen Kasten von russischem Leder.“

„Was ist das, Jean?“

Ich fand dieses Kästchen auf dem Wagenkissen neben dem Pelz der Frau Gräfin.

„Ich hatte es vergessen . . . ’s ist gut, Jean!“

Und als sie allein war, öffnet sie, weil sie nichts zu thun hat, denk’ ich, das Kästchen: das war blendend: „Mein Gott, was

für ein schöner Schmuck! . . . . Aber er ist so häßlich!!!“ fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu. „Und dabei machte der Kaiser das niedliche Wesen der Madame L. so täuschend nach, daß wir vor Lachen die Seiten hielten.

— „Das Ende Sire, das Ende!

„Wahrhaftig! Ihr seyd gar neugierig. Das Ende, das Ende ist kurz. Ich ließ heut früh der Madame L. den Rath geben, das russischlederne Kästchen zurückzuschicken an den, dem es gehört, wenn sie es nicht vorzöge, in ihrem alten Schlosse in der Auvergne über die Gefahren der Coquetterien nachzudenken. Ich will nicht, daß die Damen, welche die Ehre haben, zu der Umgebung der Kaiserin zugelassen zu werden, kleine Schalkheiten, der Damen des Hofes des Regenten unwürdig, versuchen. Kurakin hat genug an den Rechnungen bei Sike und bei Madame Bernard. Er muß eine Lektion erhalten; doch seine Diamanten sollen ihm bleiben.“ —

Das Lachen begann von Neuem, und der Kaiser rieb sich die Hände, indem er mit triumphirender Stimme ausrief: „Ich weiß Alles, ich, ha! ha! . . . Wollen Sie wetten, Herr

Großstallmeister, daß ich alle Ihre Sprünge kenne?“

„Ich bitte Ew. Majestät, mir diese ebenso schonend geheim zu halten, als ich es in Bezug auf die Ihrigen thue.“

„Ah! Basta! — das ist aus dem alten Testament, Coulaincourt: fragen Sie Duroc, was er mir für meine „menus plaisirs“ gibt .... Jetzt bin ich ein guter Bürger aus der rue St. Denis, gesetzt wie ein Mädchen.... Nun, guten Abend. Das war genug von meinen Souslieutenants-Erinnerungen.“ —

„Aber,“ sagte hier der Herzog von Vicenza, „ich habe mich gar weit von meinen Berichten verschlagen lassen. Von den Tuilerien im Jan. 1812 bis nach Görlitz im August 1813 ist es eine unermeßliche Entfernung ..., 1812 war alles gedeihlich, schön, entzückend um uns her, und die Zukunft voll glänzender Versprechungen; im Jahr 1813 hatte der Tod schon fast Alles in unsren Reihen niedergemäht .... alles war ernst, düster, drohend; die Gegenwart verschlang die Zukunft .... und welche Zukunft, großer Gott!! —

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Görlitz wurde die österreichische Kriegserklärung gegen Frankreich offiziell bekannt gemacht. Von allen Seiten kamen die unglücklichsten Nachrichten, Abfall machte überall sich kund; man durfte schon nicht mehr auf Baiern zählen; zu jeder Stunde verringerten sich unsere Freunde; jede Stunde brachte eine neue Besorgniß. Mit welchem kalten Blute wird man nicht in der Geschichte die unerhörte Phrase lesen, die uns aber, den Zuschauern der letzten Zuckungen des Kaiserreichs, das Leben kostete!

Der Fürst von Schwarzenberg kommandirte die österreichische Armee, 130,000 Mann stark, und 80,000 Russen und Preußen marschirten auf Dresden. Der Kaiser schickte Murat mit einem Theil der Garde, um Dresden zu decken und den vortrefflichen König von Sachsen, der von Napoleons Sache sich nicht trennen zu wollen erklärt hatte, zu beruhigen, sogleich ab. Zwei Tage nach dem Aufbruch des Königs von Neapel kam in aller Hast ein Courier mit der Nachricht, daß der Feind vor den Thoren der Stadt sey. „Kein Tag Ruhe mehr!“ — rief der Kaiser mit schmerz-

lichem Tone. Darauf ließ er Gourgaud rufen, einen trefflichen und braven Ordonanzoffizier, den er sehr liebte.

„Eilen Sie augenblicklich nach Dresden, Gourgaud, reiten Sie ventre à terre; Sie müssen diese Nacht noch dort seyn. In derselben Stunde, wo Sie ankommen, lassen Sie Sich zum König von Sachsen führen. Sagen Sie ihm, daß ich mich morgen persönlich auf die Straße nach Pirna begeben werde, und dem König von Neapel, dem Marschall SaintCyr, dem Herzog von Bassano und Durosnel, sie sollten sich nicht durch einen Handstreich, den der Feind auf Dresden versuchen könnte, einschüchtern lassen; sie sollten nur wenigstens sich vier und zwanzig Stunden lang halten. — Ich bringe 40,000 Mann herbei und ich bin im Stande in sechs und dreißig Stunden die ganze Armee unter den Mauern von Dresden zu versammeln. — Gehen Sie zu dem Commandanten vom Genie, besuchen Sie mit ihm die Redouten und die Umgebung der Stadt. Wenn Sie Alles gut untersucht, machen Sie Noten darüber und kommen Sie schnell zu mir nach Stolpen; ich gehe diese Nacht dorthin, fort, Gourgaud; eile!“

Und am andern Tage um eilf Uhr Morgens war der unermüdliche Gourgaud wieder im Haupt-Quartier. Diese Sendung, mit dem Scharfsinne, der diesen Offizier auszeichnete, ausgeführt, war von größter Wichtigkeit. Der Bericht, den er abstattete, war so beunruhigend, daß der Kaiser ihn zu glauben sich weigerte. Dresden schwebte in der allergrößten Gefahr; die russische Armee rückte in Eilmärschen herbei. Platow und seine Horden bezeichneten ihre Gegenwart durch Brand und Verheerung. Die Cosacken hatten sich schon eines Dorfes, eine halbe Stunde vom großen Garten gelegen, bemächtigt, und hatten es verbrannt; SaintCyr war im Begriff, diese Stellung zu räumen, da er nicht Truppen genug hatte, um sie zu vertheidigen.

„Aber,“ rief der Kaiser lebhaft, „welches ist denn die Ansicht des Herzogs von Bassano?“

„Sire; er glaubt nicht, daß man sich noch vier und zwanzig Stunden halten könne.“

„Das ist unmöglich! Und Sie, Gourgaud?“

„Ich, Sire, denke, daß die Stadt morgen genommen ist, wenn Ew. Majestät nicht dort sind.“

„Gourgeaud, behaupten Sie nichts, dessen Sie nicht sicher sind.“

„Sire, ich habe alles gesehen, Alles untersucht. Ich versichere auf meinen Kopf, daß Ew. Majestät Gegenwart allein Dresden retten kann.“

Diese entscheidende Antwort bestimmte den Kaiser. Er dachte einige Augenblicke lang nach, ließ dann den General Haxo rufen und, den Finger auf der Karte, improvisirte er mit einer Schnelle und Klarheit, die uns Alle in Erstaunen setzte, die Bewegungen der verschiedenen zerstreuten Corps, die er wie mit einer Zauberruthe versammelte, damit sie zur Vertheidigung von Dresden „flögen,“ denn das ist das Wort. Er analysirte gelehrt den Plan des Feindes und setzte ihm seine eigenen Combinationen entgegen. In einem Augenblicke hatte er alle Operationen zusammen übersehen.

„Eilen Sie, Haxo; lassen Sie alle meine Befehle ausführen. — Ich mache Sie für deren augenblickliche Durchführung verantwortlich. Sagen Sie an Vandamme, daß, da er in den unnehmbaren Defiléen von Peterswalde verschanzt ist, er den Ausgang dessen, was bei Dresden vorgehen wird, abwarte. — Ihm behalte ich vor, den Degen

der Geschlagenen aufzuraffen. — Es ist dabei kaltes Blut nöthig und Vandamme ist hitzig; erklären Sie ihm genau, was ich von ihm erwarte. Eilen Sie augenblicklich, General Haxo.“

Darauf wandte er sich wieder an Gourgaud. „Sie müssen ein frisches Pferd nehmen, mein armer Gourgaud und in aller Eile nach Dresden zurückkehren. Verkünden Sie laut, daß ich in Person kommandiren werde. Meine alte Garde wird mir vorausgehen. Sagen Sie dem Könige von Neapel, er möge unsere alte Waffenehre behaupten, bis ich selbst ankomme. — Jeder möge seine Thätigkeit verhundertfachen und auf seinem Posten seyn, ich kann ja nicht überall zugleich seyn! — Verkünden Sie auch meinen Truppen, daß ich morgen Abend unter ihnen seyn würde. Gehen Sie Gourgaud, in höchster Eile; reiten Sie zehn Pferde todt, aber kommen Sie zu rechter Zeit an; das Schicksal von Dresden hängt von Ihrer Pünktlichkeit ab.

Zu gleicher Zeit sprengten nach allen Seiten Ordonanzen ab. Die alte Garde war sogleich versammelt, und rückte vor unsern Fenstern im Schnellschritt und mit dem Rufe: „es lebe der

Kaiser, vorwärts nach Dresden!“ vorüber. Die ganze Stadt war in Bewegung; jeder eilte auf seinen Posten mit einem unglaublichen Eifer. Der Wille eines Einzigen elektrisirte Alle. Wir sind diesen Ereignissen noch zu nahe, um die Epoche, von der ich spreche, richtig zu würdigen. Aber ein Tag wird kommen, wo sie fabelhaft erscheinen wird. Die Gerechtigkeit erfordert dabei, zu erwähnen, welcher Antheil meinen Ideen an dem Ruhme Napoleons zukommt. Im Allgemeinen kann man sagen, daß niemals ein Führer mehr Ergebenheit, einen einsichtsvolleren Gehorsam bei seinen Untergebenen fand. Mit der Schnelle eines Pfeiles überbrachte man seine Befehle von einer Meile zur andern, ohne weder die Hindernisse noch die Entfernungen zu berechnen; ohne weder an Beschwerden, noch an persönliche Bedürfnisse zu denken. Die Ehre, den gefahrvollsten Posten zu bekommen, mit den schwierigsten Sendungen beauftragt zu werden, wurde wie eine Belohnung erlassen. Man setzte die Pflicht weit höher als das Leben. Man müßte alle Offiziere der Armee nennen, um persönlich jedem die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Ich will,“ sagte der Herzog von Vicenza, „nicht in alle einzelnen Umstände dieser schrecklichen dreitägigen Schlacht von Dresden eindringen; Sie haben dieselben ohne Zweifel sonst schon gelesen; ich will nur, fügte er lächelnd hinzu, Ihnen das erzählen, was Sie „Sachen von Napoleon“ nennen.“

„Dank,“ sagte ich, indem ich ihm die Hand reichte; „wiewohl Sie mich des Berichts über eine Schlacht nicht für würdig halten, so bin ich doch dabei eine aufmerksame Zuhörerin, und nie werde ich Ihre unerschöpfliche Gefälligkeit noch „die Sachen von Napoleon“ vergessen; Sie bleiben ewig in meinem Kopf und in meinem Herzen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Schlacht bei Dresden.

„Morgens den 26ten August zogen wir in Dresden ein. Unbeschreibliches Zujauchzen empfing den Kaiser, als die Truppen ihn beim Eingang auf die Brücke erblickten. Die junge und die alte Garde stürzten ihm entgegen, und in einem Augenblicke war die Brücke so überfüllt, daß unsere Truppen, die einen gegen den andern gedrängt keinen Schritt mehr zu thun vermochten.

Nichts beschreibt diese lärmende Freude, dieß rauschende Entzücken. „Da ist er! da ist er! — S'ist Er!" — Und die Rufe: „es lebe der Kaiser!" ertönten an beiden Ufern wieder. Die Stimme der Offiziere war unvermögend, die Soldaten zurückzurufen. „Laßt sie! laßt sie!" rief Napoleon. „Sie müssen ja doch mir endlich Platz

machen, damit ich gehen und mit ihnen den Feind schlagen kann!“ Diese Worte des Kaisers flogen von Mund zu Munde, und sogleich drückten sich die Leute zusammen, erstickten sich gleichsam, um uns einen Durchweg zu öffnen.

Sein Eintritt in Dresden war ein wahrhafter Triumphzug; keiner von denen, die ihn mit angesehen, wird ihn je vergessen. Alle Hände klopften in einander bei seiner Annäherung, jeder Mund begrüßte ihn mit begeistertem Rufe. Männer, Frauen, Kinder mischten sich unter die Soldaten und begleiteten uns bis zum Schloß, von dem der König von Sachsen herabstieg, um Napoleon zu empfangen und ihn öffentlich vor aller Welt in seine Arme zu schließen.

Der tiefsten Bestürzung folgte ausschweifende Freude, eine gränzenlose Zuversicht. Und es war Zeit; denn die feindlichen Armeen krönten schon die Hügel, welche die Stadt umgaben. Es war darum ein schönes, ein beruhigendes Schauspiel, die imponirende kaiserliche Garde und jene stolzen Cuirassire Latour Maubourg vorüberziehen zu sehen mit gehobenem Haupt und einen trotzigen Blick nach den Höhen, auf-

denen sich unzählige Feinde schaarten, hinaufwerfend.

Bis zum Abend defilirten die Truppen, um die ihnen angewiesenen Positionen einzunehmen. Der Kaiser begab sich nach allen Punkten, und bereitete Alles zu einem allgemeinem Angriffe vor. Die Russen, Preußen und Oesterreicher machten ebenfalls ihre Dispositionen. Preußische Colonnen hatten sich im großen Garten festgesetzt. Alles war in Bewegung in beiden Lagern, und es lag in dieser Erwartung eines großen Ereignisses etwas Düster-Feierliches. Man drückte sich schweigend die Hand. Wir eilten nicht mehr zu jenen glänzenden Eroberungen, die mit jedem Feldzuge die Herrschaft des Landes ausdehnten. In dieser Zeit dachte Jeder bei sich, daß wir kämpften, um unsere Heerde zu vertheidigen ... O! glauben Sie mir, es lag in diesem Gedanken ein stechender Schmerz!

Um drei Uhr begann die Schlacht. Man schlug sich mit einer beispiellosen Erbitterung bis neun Uhr Abends. Um Mitternacht kehrten wir in's Schloß zurück. Seit sechsunddreißig Stunden hatte der Kaiser keine Ruhe genossen und

dennoch blieb er die ganze Nacht auf und dictirte Befehle. Es gehörte ein eiserner Körper dazu, um ein Leben, wie wir es seit nunmehr fünf Monaten führten, auszuhalten. Es widerfuhr mir oft, daß ich auf dem Pferde mitten unter dem Kanonendonner einschlief; aber wer hätte an sich gedacht, wenn der Kaiser sich so wenig Ruhe gönnte. Um vier Uhr warf er sich auf sein Feldbett: aber kaum zwanzig Minuten nachher erwachte er wieder, sprang auf: „Coulaincourt, sind Sie da? Eilen Sie in's Lager; nehmen Sie die Arbeit, die ich mit Dalbé gemacht; die Corps von Marmont und Victor sind diese Nacht angekommen; erkundigen Sie sich nach deren Stärke, und sehen Sie, ob dieselbe im Verhältniß mit den Positionen ist, die ich ihnen auf diesem Terrain angewiesen. — Dieß ist wichtig, Coulaincourt, prüfen Sie mit eignen Augen und verlassen Sie sich nur auf sich selbst.“

Der Regen fiel in Strömen nieder; das Lager bot den Anblick der Verheerung dar. Unsere Truppen, in Eilmärschen herbeigekommen, und von Beschwerden erschöpft, bivouakirten im Kothe. Die Feuer verlöschten bei dieser Sündfluth. Ich

schrieb meine Notizen und gab einige Befehle für den Dienst der Eskorte für diesen Tag. Als ich wieder zum Kaiser kam, fand ich ihn an einem Fenster stehend und mit besorgtem Blick den Himmel betrachtend. Der Tag begann zu grauen. „Welch' schreckliches Wetter,“ sagte er verstimmt, „das ist ein böses Vorzeichen.“

Napoleon war abergläubig; er liebte es nicht, wenn man sich einen starken Geist nannte, und meinte, die Thoren blos trotzten dem, was unbekannt sey.

Um sechs Uhr Morgens stieg er zu Pferde, und wir eilten zum Freiberger Thore hinaus auf das Lager zu. Das Feuer, ein entsetzliches Feuer, begann; an diesem zweiten Tage wurde Moreau tödtlich verwundet. Der König von Neapel vollbrachte Wunder der Tapferkeit; zwei Pferde wurden unter ihm getödtet. Murat war wirklich schön auf dem Schlachtfelde; sein hoher Wuchs, sein sehr charakteristisches Gesicht, seine funkelnden Augen, sein theatralischer Anzug, Alles gab ihm ein phantastisches Ansehen, und wenn er in seiner Verwegenheit der Erste voran die

allerkühnsten Chargen ausführte, so gebot er Allen hohe Bewunderung. Bei Corbitz gab es ein schreckliches Handgemenge mit den Oesterreichern, wir verloren hier viele Leute, ohne ihr Centrum durchbrechen zu können. Der Kaiser ließ Murat rufen. „Gehen Sie darauf los," sagte er ihm, mit dem Fernglase auf Corbitz zeigend; „nehmen sie die Cuirassire Latour Maubourg .... entscheiden Sie den Sieg." Und der König von Neapel stürzte furchtlos an der Spitze seiner Cuirassire darauf, führte vortreffliche Chargen aus, und gab wirklich diesem Theil der Schlacht den Ausschlag. Die drei Brigaden von Metzko wurden geworfen, 10,000 Mann gaben sich gefangen. Es war eine glänzende Waffenthat.

„Sie beginnen mit einer rauhen Lektion!" sagte der Kaiser, als er die österreichische Colonne bei sich vorüberziehen sah. Dann lächelte er über die Aeußerung eines verwundeten Dragoners, der dieser Colonne folgte, um sich in das Feldlazareth zu begeben. Der Schmerz, den ihm seine Wunde verursachen mußte, verschwand vor dem Vergnügen, die Oesterreicher, gegen welche unsere Soldaten sich mit Wuth schlugen, zu necken. Es

liegt ein bewundernswerther Instinkt in den Massen, um das Recht vom Unrecht zu unterscheiden. Und der Dragoner sagte mit höhnendem Tone zu den Gefangenen: „Nicht wahr, ihr gottverfluchten Oesterreicher, die französischen Zuckerbrode sind süß? Bei meiner Seele, das nenn' ich Ausartung, sich gegen sein eignes Blut zu schlagen! hört ihr's?“ — In der That, es schien, als ob jeder Soldat in dem Familienkampfe, der sich zwischen Napoleon und Oesterreich auf dem Schlachtfelde entschied, Parthei nahm.

Während der Schlacht befehligte der Kaiser in Person eine entsetzliche Kanonade gegen die Anhöhe von Röknitz, wo ungeheure Massen von Alliirten keine andere Art von Angriff gestatteten. An seinen lebendigen und raschen Bewegungen, an der nervösen Ungeduld seiner Befehlsweise ersah man die Wuth seiner aufgeregten Seele in Gegenwart der österreichischen Armee. — Einmal wandte er sich zu mir um mit den Worten: „Die Räthe des Kaisers Franz sollten da stehen! .... Das ist ein unbilliger, ein gottloser Kampf. — Wie soll das enden?“

Noch muß ich Ihnen einen Zug von jener

alten Garde, die nach dem Sturze Napoleons so verachtet und so gemißhandelt wurde, erzählen. Ich, der ich ihr so nahe immer gestanden, werde ewig ihr Lobredner seyn. Denn, sehen Sie, unter der demüthigen Uniform jedes gemeinen Soldaten ging ein Held mit rauhen Formen, mit edlem Herzen und ritterlicher Treue umher. Die römischen Cohorten erbleichen vor der Physiognomie der kaiserlichen Garde. Fontainebleau, Waterloo werden sie mit goldenen Buchstaben in die Geschichte einschreiben. Dieß ist eine der erstaunenswerthesten Traditionen des Kaiserreichs.

Ist es nicht ein bemerkenswerther Umstand, daß sich zwischen armen Soldaten und dem unbeschränktesten Herrscher, den es jemals gegeben, Bande inniger Zuneigung, innigen Vertrauens und der größten Vertraulichkeit gebildet hatten? Wer von uns, die wir noch so hoch gestellt waren, hatte es sich jemals erlaubt, diese Art von Cameradlichkeit anzunehmen, die stets zwischen dem Kaiser und seinen alten Schnurrbärten herrschte! Und diese Männer selbst hätten niemals zu dem letzten Souslieutenant zu sprechen gewagt, wie sie zu dem gefürchteten Oberhaupte der Armee

sprachen. Aber für diese einfachen und ungebildeten, in Feldlagern gealterten Leute war Napoleon ein Wesen, das ihnen Alles ersetzte; er begriff für sie Gott in sich und Vaterland und Familie; er hatte ihnen eine Sprache eingeflößt, die sie mit ihm allein redeten, Worte, die sie nur in seiner Gegenwart auffanden; und nichts ergötzte Napoleon mehr, als ihr Schmollen: er antwortete darauf stets mit väterlicher Güte.

Gegen Mittag verdoppelte der Regen seine Heftigkeit. Der Kaiser, der seit Tagesanbruch beständig zu Pferde geblieben, befand sich in einem erbärmlichen Zustande; äußerste Erschöpfung malte sich in seinen Zügen und in seinen Bewegungen.

Links am großen Garten hatte ein Grenadierbataillon von der alten Garde, das um eine Batterie aufgestellt war, seit dem Beginne der Schlacht zehn Anfälle gegen die Reiterei von Benningsen ausgehalten. Die Erhaltung dieser Batterie war von äußerster Wichtigkeit. Ihr Feuer schien einen Augenblick nachzulassen; der Kaiser bemerkte es, spornte sein Pferd und sprengte im Augenblick eines lebhaften Kampfes zwischen die feindliche Cavallerie und unsere Artilleristen,

die sich noch einmal losmachten. Der Boden umher war von Leichnamen übersäet. „Diese Position kostet uns viel,“ sagte er verstimmt; dann sänftigte er seine Stimme und seinen Blick, „ich wußte wohl, daß meine Garde sie den Russen nicht überlassen werde.“

— „So laß Sie nur wieder kommen, die Tölpel!“ sagte mit drohender Gebehrde ein Artillerist, dessen von einem Säbelhieb verletzter Kopf mit einem ganz von Blut durchtränkten Tuche umhüllt war; darauf wandte er sich zum Kaiser und: „Ihr Platz ist nicht hier! Sie sind kränker, als einer von uns . . . Genug — Sie müssen gehen und sich ausruhen!“ — „Wenn wir die Schlacht werden gewonnen haben,“ antwortete der Kaiser.

„Was das betrifft, so schicke ich schöne Kopfnüsse den Russen und den Oesterreichern, und mache sie da wie Schüsseln aneinander kleben, Sacredie!“

„Wir fressen sie alle!“ sagte ein anderer Grenadier; „aber der Camerad hat Recht, Sire; Sie sind naß wie eine Suppe, müssen sich anders umziehen, unser Kaiser; ich sage Ihnen das,

ich!“ und der wackere Mensch gab seiner Stimme einen bittenden Ton wie ein Sohn, der zu einem geliebten Vater spricht.

„Ich werde mich mit Euch zugleich ausruhen, Kinder!“

„Ist's die Batterie hier, die Ihnen am Herzen liegt?“ — „Nicht wahr, ihr Grenadiere, nicht wahr, die Russen sollen sie nicht anrühren!“ Und allgemeines Beifallgeschrei war die Antwort. — „Sie sehen's ja! weil man Ihnen sagt, daß man für die Batterie steht, so gehn Sie in Gottes Namen, sich auszuruhen!“

„Gut, meine Freunde, gut . . . ich verlasse mich auf Euch!“ Somit spornte der Kaiser sein Pferd wieder zum Galopp und entfernte sich lächelnd. —

Niemals führte der Kaiser schönere Manöver aus; nie entwickelte er größere Geistesgegenwart und erstaunenswerthere Thätigkeit; auf alle bedrohte Punkte eilte er hin, dem Kartätschenhagel wie der geringste Soldat trotzend; das Unglück machte ihn immer größer.

Gegen Abend waren wir auf allen Punkten Sieger, dreißigtausend Mann waren kampfunfähig

gemacht; zweihundert Kanonen oder Pulverwagen und eine große Menge von Fourgons waren die Trophäen beider Tage. Dresden war im buchstäblichen Sinne des Worts davon überfüllt. Während der Schlacht hatten unsere Truppen Wunder gethan; die Führer hatten den Eifer der Truppen nicht zurückzuhalten vermocht. Ohne das Commandowort zu erwarten, hatten sie sich stets kopflings auf den Feind gestürzt; mehreremale hatte der Kaiser mit Enthusiasmus ausgerufen: „Welche Truppen! und das sind da neue Rekruten? — Es ist unglaublich!“ Wir hatten kaum mehr als hunderttausend Mann in Linie; der Feind war fast dreimal stärker; seine Truppen traten frisch den Feldzug an; die unsern im Gegentheil hatten seit drei Monaten kaum einen einzigen Ruhetag gehabt; oft haben ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse gefehlt; aber, trotz der Strapazen, welche sie auf den Eilmärschen der letzten drei Tage ausgestanden, hatten sie dennoch durch Unerschrockenheit und durch Begeisterung den Sieg entrissen. Wie groß auch unsere Unfälle, wie demüthig auch seit 1814 Frankreichs

Stellung war, immer noch ist der Name Franzose ein schöner Ruhmtitel.“

Hier verstummte der Herzog von Vicenza wieder; jedesmal, wenn ihn seine Darstellung auf die ruhmvollen Scenen des Kaiserreichs führte, strahlte sein Gesicht vom Feuer hoher Begeisterung. Dann schien sich sein hoher gebeugter Körper stolz und drohend wieder aufzurichten, und Zuversicht und Kühnheit traten wieder auf die tiefgefurchte Stirn; da war er immer noch Napoleons Großstallmeister! Doch bald folgten diesen Lebensblitzen wieder tiefe Entmuthigung, tiefe Trauer, und dann war in seinem Blick eine so wahre, so ergreifende Melancholie, daß man ihn ohne das peinlichste Gefühl nicht anzuschauen vermochte.

„Gegen eilf Uhr Abends traten wir wieder in das Schloß ein,“ hob der Herzog wieder an, „die Kleider des Kaisers waren so durchnäßt, daß das Wasser davon niederrieselte; auch hatte er in der Nacht einen Fieberanfall; doch als ich des andern Morgens um vier Uhr wieder bei ihm eintrat, war er schon auf und im Begriff zu Pferde zu steigen. „Alles ist noch nicht zu Ende,“ sprach er, „man muß den Feind in seinem Rück-

zuge beunruhigen, und Dresden und dessen Umgebungen ganz frei machen. . . . Der König von Neapel und Victor sollen sie auf der Straße von Seida verfolgen, Marmont nach Altenberg zu; Saint Cyr gegen Dohna und Mortier mit der jungen Garde auf der Straße nach Pirna. Das geht immer wieder von vorne an“ setzte er seufzend hinzu. „Auf, meine Herren, in's Lager!“

Wir stiegen hinab. Der Tag graute kaum. Als der Kaiser die Escadron des Eskortedienstes im Schloßhofe in Ordnung aufgestellt fand, konnte er einen Ausruf der Ueberraschung nicht zurückhalten. Es waren dieselben reitenden Grenadiere, die ihm Tags zuvor als Eskorte gedient hatten und des Abends mit uns nach Dresden zurück gekommen waren, bekothet und durchnäßt bis auf die Haut. Als man sie nun des Morgens um fünf Uhr in prächtiger Haltung, ihre Waffen so glänzend als auf einer Parade in den Tuilerien präsentiren sah, hätte man an Zauberei glauben sollen. „Wackre Leute! Ihr habt also die Nacht über Euch schön gemacht, statt zu schlafen!“ sprach der Kaiser mit einem Ton, in dem halb Vorwurf halb Herzlichkeit lag.

„Schlafen? das kommt uns eben nicht grade oft zu gute . . . . aber das thut nichts — und Sie? — Sie waren gestern so naß, daß es zum Erbarmen war.“

„Das ist mein Metier, ihr Kinder!“

„Du hast in Egypten gedient, nicht?“ sagte er zu einem Marechal de Logis mit barbarischer Miene.

„Das schmeichle ich mir“ antwortete dieser, sich stolz aufrichtend. „Denken Sie noch an Aboukir, es war verflucht heiß da!“ —

„Du bist nicht dekorirt?“

„Wird schon kommen,“ — sagte er mit barschem Ton.

„Das ist schon gekommen . . . ich gebe dir das Kreuz.“

Der arme Teufel von Glück betäubt, richtet auf den Kaiser einen Blick, dessen Ausdruck nicht zu beschreiben ist; Thränen laufen sein benarbtes Gesicht herab. „Heute lasse ich mich für ihn tödten, daß ist gewiß,“ stammelt er, und in seiner Trunkenheit erfaßt er einen Zipfel des berühmten grauen Oberrocks, reißt mit den Zähnen ein Stück ab und knüpft es an sein Knopfloch.

„Bis das rothe kommt, unser Kaiser!“

Bewegt sprengte der Kaiser davon und die ganze Eskorte folgte uns mit Freudengeschrei. Der König von Sachsen, der bei diesem Vorfall zugegen war, ließ Abends dem neuen Dekorirten fünfundzwanzig schöne ganz neue Napoleons'dor zustellen; damit er sich dafür ein rothes Band kaufe, ließ er ihm dabei sagen.

„Sie begreifen, nicht wahr,“ sagte der Herzog, „wenn ich Ihnen sage, daß noch heut nach eilf Jahren mein Herz schwillt, wenn ich an diese Züge gedenke.“

„Ich glaube es wohl!“ antwortete ich; „ich würde weinen, wenn ich es wagte.“

In dieser Epoche war dies so gewöhnlich, daß wir auf das, was in dieser Anbetung des Soldaten zu Napoleon Wunderbares lag, gar nicht Achtung gaben. Ich bewahrte nur davon ein religiöses Andenken, um es den schändlichen Apostasien, von denen ich Zeuge war, entgegenzusetzen.

Seitdem habe ich hie und da noch einige schöne Stunden in dieser Beziehung wieder genossen. Vergangnes Jahr zum Beispiel begab ich mich auf mein Landgut. Zwischen Alençon und

einem kleinen Dorfe, begegneten wir einer andern Post, die ledig zurückfuhr. Mein Postillon bat mich, ihm zu erlauben, die Pferde umzutauschen. Als der neue Ankömmling seine Pferde anspannte, betrachtete er mich mit besonderer Aufmerksamkeit; ich begriff diese Neugier nicht. Endlich hat er die Pferde in die Deichsel gebracht, klatscht mit seiner Peitsche, daß ich taub hätte werden mögen und fährt uns im gestreckten Carriere, so daß wir Gefahr liefen, den Wagen zu zerbrechen. Ich war schon sehr leidend, diese Schnelligkeit that mir weh, und ich rufe ihm zu, langsamer zu fahren. Mein Postillon hält ganz an, wendet sich um, grüßt militärisch und sagt mit freundlicher Stimme: „ich habe Sie ja erkannt, mein General!“ —

„Und deshalb willst du mir den Hals brechen?“

„Ei, im Gegentheil, ich wollte Ihnen bloß Ehre erweisen zum Andenken von . . . Nun Sie wissen wohl! Sie waren ja sein großer Freund; Sie waren ja immer ihm zur Seite, nicht!“

„Was willst Du damit sagen, Bursch! Ich versteh Dich nicht.“

„O daß — den — den Kaiser, mein' ich! das wird Ihnen nicht die Ohren zerreißen — den Namen da! Ich war unter den Guides, ich, tausend Donner! die gute Zeit, General, die gute Zeit!“

Auf der Station angekommen konnte ich den braven Mann kein Trinkgeld anzunehmen zwingen. Aber komisch war es, wie er seinen Wachstuchhut in den Händen drehte, mir zärtliche Gesichter schnitt und dann sagte: Sehen Sie, mein General, ich muß ihnen eine kleine Bitte vortragen — Sie können mich sehr reich machen! — Kommen Sie nur, sich eine viertel Stunde bei uns zu erfrischen. Sie sagen da, er sey todt; es ist unmöglich da hinter die Wahrheit zu kommen; aber das thut nichts; ich trinke alle Tage, die Gott werden läßt, auf seine Gesundheit.

Ich kann solchem Wesen nicht wiederstehn; ich stieg von der Calesche herunter, und folgte dem alten Kaiserlichen Guiden in seine armselige Wohnung. Ich trank ein halb Glas ziemlich sauren Weins, der mir nicht zu weh that. Ich bewunderte eine Reihe schrecklicher Bildnisse, welche die Thaten und Gesten Napoleons zu Fuß, zu Pferd

darstellten und eine Art Carrikatur des Königs von Rom, der als Grenadier der Garde gekleidet war (unten drunter stand: „er wird groß werden“) und dann Adler, ein silbernes Kreuz mit dem Bildniß Napoleons, alles das sorgfältig in einen schlechten Koffer nebst alten, aufgetrennten und festgerollten Uniformstücken verpackt; und der Soldat sagte mir vor Bewegung zitternd: ich gäbe meine Reliquien nicht für tausend Donner weg! Die Religion ist da so gut wie eine andre, mein General! das ist mein Gott, und meine Verehrung für mich; jedem die seine, nicht? ich will lieber die verfluchte Profession als Hartraber treiben, als wie ein Heuchler das Brod der da essen. Das ist meine Idee so!“

„Halten Sie meine Wallfahrt ja geheim,“ sagte der Herzog lachend.

„Zählen Sie nicht zu sehr darauf!“ erwiedete ich. „Für Leute von Gefühl ist diese Wallfahrt des Großstallmeisters des Kaisers unter das niedrige Dach eines armen Guiden rührend genug.“

„Aber, sehen Sie,“ hob der Herzog wieder an, „ich kann von meiner üblen Gewohnheit, Ihnen ohne Ordnung und Folge Alles was mir

durch den Kopf geht zu erzählen, gar nicht loskommen. Wir waren, glaube ich, in Dresden, und auf diesem blutigen Boden suche ich für Sie einige einzelne Züge, die auf eine der merkwürdigsten Epochen des Kaiserreiches Bezug haben, auf.

Noch einmal waren wir Sieger, aber es schien, als wäre dieser Sieg der letzte Strahl des Gestirns, welches das Geschick Napoleons erhellte. Der Rest des Feldzugs war nur eine Folge von Unfällen, gesteigert durch schändliche Verräthereien. Man machte sich einen Ruhm daraus, alles, was bis jetzt unter den Menschen für heilig gegolten, unter die Füße zu treten. Man hängte einen Luxus von Cynismus aus, um mit militärischen Capitulationen, wie mit freiwillig eingegangnen Bundesverträgen ein höhnendes Spiel zu treiben. Materielle Stärke nahm den Platz des Völkerrechts ein. Gegen den Kaiser und gegen die Franzosen war Alles erlaubt, Alles, bis zur Verachtung des Urtheils, das die Geschichte einst über solche Handlungen fällen wird. Man begreift nicht, daß, indem man so die Völker demorali-

sirte, man sich selbst für die Zukunft unaufhörliche Besorgnisse bereitete! —

Es genügte aber nicht, uns im Stich zu lassen, neutral zu bleiben. Man wartete bis man auf dem Schlachtfelde war, um aus unsren Reihen zu desertiren. Auf diese Weise sah man bei Leipzig dieselben Sachsen ihre Waffen gegen die Franzosen richten, deren Gefahren und Ruhm sie noch wenige Minuten zuvor getheilt. — Doch ich bin zu erschöpft, auf Morgen!"

Sechszehntes Kapitel.

Empörung des französischen Generalstabes. Rückzug nach Leipzig. Schlacht vom 18ten und 19ten October.

Bis zum 7ten October blieben wir in Dresden. Schon hatten wir den Abfall eines westphälischen Regimentes erfahren; es war mit Waffen und Gepäck zum Feinde übergegangen, eben so wie die Niederlage des Generals Vandamme, der von seiner gewöhnlichen Hitze fortgerissen, die Befehle, welche ihm der Kaiser durch den General Haro übermachen lassen, überschritten hatte. Vandamme war Gefangner und, von allen Seiten umringt, waren seine, von der Uebermacht überwältigten Truppen in Stücken gehauen und gefangen worden, bald nachdem wir den ruhmvollen Sieg bei Dresden davon getragen.

Als der Kaiser diese Nachricht erfuhr, war er einen Augenblick lang sprachlos. „Das Geschick verfolgt mich,“ rief er dann aus, „das ist ein beklagenswerthes Ereigniß; es beraubt uns kostbarer Hülfsmittel. Der Ungehorsam Vandammes ist nicht zu entschuldigen. Meine Befehle waren so bestimmt! — Er mußte wissen, daß man einem fliehenden Feinde entweder eine goldne Brücke baut oder eine eherne Mauer entgegenstellt.“

In Dresden ließen wir den Marschall Saint Cyr mit dreißigtausend Mann zurück. Der gute König von Sachsen wollte den Kaiser begleiten, und stieg unter der Eskorte des Generalstabes in den Wagen mit der Königin und der Prinzessin Auguste. In Eilenburg an der Mulda stießen die sächsischen Truppen zur französischen Hauptarmee, Napoleon erließ an sie eine Proclamation, die ich den sächsischen Soldaten übersetzte und wiederholte. In dieser Proclamation ermahnte Napoleon die Sachsen seine Anstrengungen zur Erhaltung der Unabhängigkeit ihres Landes zu unterstützen und der Treue zu gedenken, mit welcher ihr König, sein würdiger und treuer Verbün-

deter, ihnen voranginge; er zeigte ihnen Preußen, wie es Sachsen bedrohe und dessen schönste Provinzen für sich begehre. Dann sprach er ihnen von militärischer Ehre und beschwor sie, sich würdig mit der großen Armee, mit welcher die Sachsen gemeinschaftliche Sache machten, und in deren Reihen sie jetzt fechten sollten, zu wetteifern.

Enthusiastisches Geschrei erscholl aus ihren Reihen. Man schwor Treue bis an den Tod. — Einige Offiziere traten sogar hervor, schwangen ihre Säbel, umringten beide Herrscher und riefen: „es lebe unser König, es lebe der Kaiser Napoleon, der Freund der Sachsen!" *).

*) Doch war nach der einstimmigen Aussage der sächsischen Offiziere dieser Enthusiasmus schon nicht mehr von Allen getheilt. Die sächsischen Truppen hatten in den unglücklichen Partialschlachten von Großbeeren und Dennewitz, besonders aber aus Mangel an guter Verpflegung sehr gelitten, und waren bereits demoralisirt. Da Coulaincourt das Deutsche unvollkommen sprach, und z. B. „Ihr Sächser" sagte statt „Ihr Sachsen," so that die Proclamation auf die Masse wenig Wirkung. Auch waren die Rheinbundstruppen bei jeder Gelegenheit von den französischen Generalen den eignen nachgesetzt worden. Indeß ist wahr, daß sie bei Leipzig ohne ihr Wissen zu den Verbündeten übergeführt wurden. Uebers.

Unsre Soldaten, deren Herz von so vielen Abtrünnigkeiten schon eiterte, fühlten ihr Vertrauen wieder neu geboren. So hatten sie auf dieser fremden Erde doch noch Freunde behalten; so konnten sie doch noch Waffenbrüdern die Hand bieten und das thaten sie denn auch. Man umarmte sich, man ging Arm in Arm umher; man theilte seine Feldflasche und seine Lebensmittel, die französische Herzensergießung schmolz die Eisrinde deutscher Zurückhaltung. Eine Stunde nach der Musterung schienen diese Männer alle Kinde derselben Familie. Und einen Monat später war diese Brüderschaft in Strömen französischen Blutes untergegangen!

In Eilenburg ließen wir den König von Sachsen, seine Familie und den Herzog von Bassano zurück. Der letzte war mit den ausgedehntesten Machtvollkommenheiten versehen. Nie war das Vertrauen des Kaisers besser angebracht. Der Herzog von Bassano verbindet mit hohen Fähigkeiten alle Eigenschaften eines redlichen Mannes. Er ist eine der ehrenwerthesten Illustrationen des Kaiserreichs. Maret ist nach dem

Sturze seines Wohlthäters in edler und würdiger Haltung verblieben.

Eilenburg ward das Depot des großen Artillerie-Parks und aller Equipagen. Wir richteten uns auf Düben. Und hier wurden die Plane des Kaisers, die er beständig bei sich hatte reif werden lassen, bekannt. Man erfuhr endlich, daß man auf Berlin und nicht auf Leipzig marschiren werde.

Sobald man die Absicht des Kaisers erfahren, brach man fast allgemein in ein lautes Gemurr aus. Aufruhr hatte plötzlich dem blindesten Gehorsam Platz gemacht. „Soll denn eine neue Schilderhebung in Preußen wieder beginnen? Die Armee nach Berlin hinzuschleppen? Hat man davon denn noch nicht genug getödtet? Soll das denn niemals ein Ende nehmen? Es ist zu spät, diesen waghalsigen Zug zu unternehmen. Wenn wir uns auf den Rhein zurückziehen, so behalten wir unser Winterquartier und am Frühjahr, wenn es seyn muß, können wir die Offensive wieder ergreifen.“

Und diese Beschwerden und diese Vorwürfe wurden öffentlich ausgesprochen. Wenn der Kaiser von seinen Planen sprach, wenn er die Wahrscheinlichkeit der Erfolge, welche die Unvorsichtigkeit

Blüchers uns dargeboten, auseinandersetzte, so begegnete er nur eisigen Gesichtern und kein billigendes Wort suchte seine hochherzige Kühnheit aufzumuntern. Mitten in dieser zweifelhaften Stimmung der hohen Würdenträger der Armee erfuhr man den Abfall von Baiern. O! nun kannte das Mißvergnügen keine Gränzen mehr, und zum erstenmale hatte der Kaiser Vorwürfe anzuhören!

Es lag wahrlich etwas unendlich Niederschlagendes in diesem, aus unverdientem Unglück hervorgehenden, Aufruhr. War der Kaiser nicht immer noch der Erste unter Allen? War er nicht immer noch jener kundige Führer, der uns so oft ruhmvoll zum Kampfe geführt? War nicht gestern noch sein Wille der Wille Aller? Und dennoch empfing ein Schrei, ein wahnsinniger Schrei von Unwillen die Conceptionen des verwegenen Genius. „Wir haben die ewigen Kämpfe satt, wir wollen Frankreich wieder sehen!“ Die spätern Ereignisse haben diese unwürdige Erschlaffung nur zu entsetzlich bestraft. —

Ich war im Salon des Kaisers, als der Generalstab in Masse erschien, um ihn zu bitten, er möge seine Plane auf Berlin aufgeben und auf

Leipzig marschiren. Man muß Zeuge dieser traurigen Scene gewesen seyn, um sich nur richtige Vorstellung davon zu machen; man muß den Kaiser gekannt haben, wie ich ihn kannte, um zu begreifen, wie er in diesem Augenblicke leiden mußte. Das erste Wort führte ein Marschall von Frankreich. Ich will ihn nicht nennen. — Bittere Reue hat sein Leben seitdem vergiften müssen! Nach der seinigen erhoben sich noch andere Stimmen und dann alle zugleich, und wie es gewöhnlich mit Reklamationen, die von einer Menge hervorgebracht werden, ergeht, der, welcher am stärksten spricht, sey es mit Grund oder Ungrund, der reißt die andern fort und bringt die Andersmeinenden auf seine Seite. Vielleicht hatte man bei kaltem Blute gute Gründe zusammengestellt; vielleicht hatte man wirklich gewichtige Gegeneinwendungen ausgearbeitet; aber Angesichts dessen, dessen Blicken man so leicht nicht trotzte, fand man nicht den Muth, ein Wort von dem heimlich verabredeten Programme hervorzubringen, und in Mangel triftiger Gründe brachte man so erbärmliche vor, daß sie in keiner Weise die Verwegenheit dieser Schilderhebung rechtfertigten.

Und hier, wo das Fieber der Entrüstung all sein Blut ins Kochen brachte, jetzt, wo seine Augen Blitze schleuderten, schöpfte der Kaiser in seiner aufgereizten Eigenliebe die Kraft, den Ausbruch seines Zornes zu unterdrücken. Der Beleidigung gegenüber blieb er kalt und voller Würde; blos eine leichte Bewegung verrieth sich in seiner Stimme, als er sagte: „Mein Plan war reiflich überlegt — ich nahm unter die, unsren Interessen ungünstigen, möglichen Fälle, auch den Abfall Baierns mit auf — ich habe die Ueberzeugung, daß der Entwurf, auf Berlin zu marschiren, ein guter ist. — Eine rückgängige Bewegung unter den Umständen, unter denen wir uns befinden, ist eine verderbliche Maßregel, und die Tadler meines Plans nehmen eine schwere Verantwortlichkeit auf ihr Haupt. — Ich werde das überlegen, ihr Herren“ — und damit ging er in sein Kabinet.

Mehrmals erschien ich den Tag über an der Thür seiner Stube; er hatte sich allein eingeschlossen, seinem Nachdenken sich überlassend und sich mit Nichts beschäftigend. Unruhig, ihn in diesem Zustande, der so sehr seinen sonstigen Gewohnheiten zuwider war, zu wissen, ließ ich mich des Abends

anmelden. Er antwortete nicht. Ich erwartete in dem, an sein Cabinet anstoßenden Salon seine Befehle. Das Wetter war trübe und kalt; mit Heftigkeit wehte der Wind, stürmte schnaubend gegen die weiten Gemächer des Dübener Schlosses an, und machte deren alte, mit Blei überladene Scheiben erklingen. Alles in diesem jämmerlichen Aufenthaltsorte stimmte schwermüthig und unheimlich. Oede herrschte um den Kaiser her. Jeder Einzelne hatte sich vom Eide des Gehorsams losgesagt. — Der Herr hatte gesagt, ich werde überlegen und der Aufruhr in stolzer und verächtlicher Haltung, nahm sich, nachdem er einmal sein Ultimatum gegeben, gar nicht mehr die Mühe, seine Gleichgültigkeit über das etwaige Veto, das ihm der Herrscher entgegenstellen könnte, zu verhehlen.

Da entrollte sich das Drama vor meinen Augen mit einer Schnelligkeit, die selbst meine trübsten Besorgnisse noch übertraf. Seine Entwicklung war früher in das Dunkel meiner Seele zurückgetreten; aber jetzt stand es Schrecken erregend vor meinen Blicken.

Ah! dachte ich, wir werden den Weg, den

wir zu durchlaufen haben, mit langen Blutspuren bezeichnen, und unser letzter Halt wird der Abgrund seyn, der uns verschlingt.

Der Abend rückte vor. Immer dasselbe Schweigen im Cabinet des Kaisers. Da riß ich ein Blatt aus meiner Brieftasche und schrieb mit Bleistift darauf: „Ich bin da; wollen Sie mich nicht sehen?“ Ich rief einen Thürsteher und gab ihm den bestimmten Befehl, bei dem Kaiser einzutreten und ihm dieß Papier zu übergeben. Ich näherte mich der halb offen gelassenen Thür. Er las. Ein schwaches Lächeln erhellte sein schrecklich entstelltes Gesicht. „Treten Sie ein, Coulaincourt.“

Er lag auf einem Sopha. Neben ihm stand ein kleiner Tisch, bedeckt mit Karten und Papieren, die er nicht ansah, seine stieren und matten Augen hafteten nirgends; ein sardonischer Zug an dem Mund verrieth die Bitterkeit seiner Gedanken. Seine krampfhaft sich bewegenden Hände nahmen nach geradewohl, was sich in seinem Bereich befand und warfen es wieder fort. Seine ganze Haltung verrieth jene concentrirte Qual, zu der sich alle die tausend Schmerzen, die lange seine Seele gefoltert und die Ruhe seiner Nächte gestört

und welche, nach und nach die Resignation und den Muth aufreibend, eines Tages uns endlich ohne Kraft und ohne Willen, die letzte Täuschung zu ertragen, finden — er empfand jene Pein, sage ich, zu der alle diese Schmerzen sich zusammengehäuft.

Ich trat an den Leidenden heran.

Eine ungeduldige Gebehrde offenbarte seine Gedanken: „was thuts?“ wollte er sagen.

„Sire, die Vorstellungen, die man Ihnen machte, bleiben der Bestätigung Ew. Majestät unterworfen!“

Er heftete seinen Blick auf mich. „Sie glauben es nicht?“ — „Nein, nein, Coulaincourt, hier überbietet das Wesentliche die Formen. — Man müßte wahnsinnig seyn, wenn man nicht sehen sollte, in welches Verderben uns die täglich sich offenbarende Insubordination fortreißt. — Sie muß unberechenbare Folgen haben; wenn die Bajonette berathschlagen, so entschlüpft den Regierenden die Gewalt. — Es bildet sich eine Kraft der Trägheit um mich, die gar weit gefährlicher noch ist als ein materieller Aufruhr, hundert offen revoltirende Chefs würden mich nicht in Verlegenheit setzen — einer offnen Rebellion würden meine Soldaten

ihr Recht angedeihen lassen. Sie räsonniren nicht, sie gehorchen mir; sie würden mir bis ans Ende der Welt folgen! — Aber in den kritischen Umständen, in denen wir uns befinden, ist Eintracht zwischen den Chefs und mir eine Frage, die über Leben und Tod Frankreichs entscheidet. — Mißtrauen, Schwanken verderben uns weit sicherer, als das Schwerdt und der Kartätschenhagel der Verbündeten.“

Er erhob sich und durchging mit langsamen Schritten das Cabinet und sagte dann, wie wenn er einer innern Stimme antwortete: „Alles ist verloren — ich werde vergebens gegen das Geschick ankämpfen. — Die Franzosen wissen nicht Unfälle zu ertragen.“ — Und wieder versank er in sein Nachdenken. Vergeblich waren alle meine Versuche, ihn denselben zu entreißen; dem unvernünftigen Widerstande, den man ihm entgegenstellte, gegenüber schienen alle seine Geisteskräfte gelähmt. Ich begriff es gar wohl, daß dieser Organisation von so glühender und energischer Empfindungsweise der Ekel sich bemächtigte. Was vermochte sein Genius, die Gewalt seiner Mittel in Gegenwart der Demoralisation seiner Lieutenants. Diese elenden

Beschwerden, die einer dem andern übertrug, demoralisirten die Armee und erlöschten jenes heilige patriotische Feuer, welches bisher Wunder zu Wege gebracht, und es war ein Wunder nöthig, um das Vaterland von dem Einfall der fünf, gegen dasselbe vereinigten, Mächte zu retten.

Auch der folgende Tag war noch voller Angst und Unentschlossenheit. Es schien, als ob Napoleon, indem er seine persönliche Ueberzeugung opferte, mit einem einzigen Streiche seine Zukunft vernichtete. Seine Ahnungen wurden nur zu sehr gerechtfertigt! Gegen Abend war sein Entschluß gefaßt, und er wurde ruhig dem Anschein nach, wie es immer bei ihm der Fall war, wenn in seinem Kopfe irgend etwas fest beschlossen war. Niemals werde ich seine prophetischen Worte vergessen: „Das Geschick gibt stets ein Zeichen, wenn eine Nation fallen soll.“

— „Der Wille eines ganzen Volkes,“ sagte ich lebhaft, „kann den Beschluß des Geschickes aufheben.“

Er stützte sich heftig auf meinen Arm: „Ja . . . . aber sie haben es nicht gewollt!! Bringen Sie das eines Tages in Erinnerung, Coulain-

court; die Franzosen sollen mein Andenken nicht verfluchen.“

Der Kaiser zeigte seinen Entschluß, nach Leipzig zu marschiren, öffentlich an. „Mögen,“ setzte er hinzu, „diejenigen, welche diese Bewegung angerathen haben, es nie bereuen!“ Augenblicklich werden die Befehle zum Aufbruch gegeben, und, als wenn der, über den Willen des Kaisers davon getragene Sieg allen unsern Gefahren und Unglücksfällen abgeholfen hätte, so überlieferte man sich mit unglaublicher Leichtfertigkeit den unmäßigsten Freudenbezeugungen. Es war dies ein herzdurchbohrender Anblick für die, welche die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilten, ich sage die allgemeine, denn der Impuls war einmal gegeben. . . . Als der Kaiser nachgab, gehorchte er einer jener Nothwendigkeiten, gegen welche sich der allerkräftigste Widerstand bricht.

Da kam Augereau ins Hauptquartier, uns die 20,000 Mann seiner Division zuführend. In seinem gesunden Menschenverstande empfand er die schwärzesten Besorgnisse über die Folgen dieser rückgängigen Bewegung. Er sagte mir: Jedermann verliert hier den Kopf; alle Augen richten sich

auf einen Punkt: auf Frankreich. Man kann ihnen nicht begreiflich machen, daß in Folge des Verraths auf dem Wege dorthin um so viel furchtbarere Feinde aufgestellt sind, als diese Feinde früher unsere Verbündeten waren, und daher die starken und die schwachen Seiten unserer Hülfsquellen kennen. Der Kaiser beging einen Fehler, als er diesem Geschrei nachgab; ich sagte es ihm eben vor einer Stunde. Er hätte sollen die Schwätzer und die Leute, die so eilig sind, wieder nach Hause zu kommen, zur Thüre hinauswerfen und mit den gutwilligsten Männern vorwärts marschiren! Im Jahre 1793 sahen wir noch ganz andre Leute, und wurden mit ihnen fertig. Aber man schwatzte damals auch nicht, ein jeder trug sein Glück am Ende seines Gewehrs und schaute nicht hinter sich. Ich an der Stelle eines Kaisers hätte reines Haus gemacht und die Faulpelze heim geschickt, damit sie ihren Kohl dort pflanzen.

Aber in seiner alten soldatischen Rechtlichkeit begriff der Marschall noch nicht, daß man mit seiner Pflicht unterhandeln könne; aber er sah nur die eine Seite unseres Elends. Mit dem Unglück waren zugleich alle übrigen schlimmen

Leidenschaften herbeigekommen. Am Ende von **1813** war Frankreich nicht mehr ein Land, wohin man die Mißvergnügten mit Sicherheit hätte schicken können. . . . . Während dessen heldenmüthige Kinder auf den Schlachtfeldern ihr Blut für die Vertheidigung des Vaterlandes vergossen, bildete sich im Dunkeln Verrath, und infame Verschwörer schmiedeten die Ketten, welche die verstümmelten Glieder dieser edlen Ueberreste bei ihrer Rückkehr zerfleischen sollten. Wehe! Wehe denen, die so viel Heldenmuth mit so viel Undankbarkeit vergolten!

Am 15ten Oktober ganz in der Frühe brach der Kaiser von Düben auf und kam bei guter Zeit nach Leipzig. Den ganzen Tag brachte er damit hin, das Schlachtfeld zu studieren und die Pläne zu entwerfen. Sein kurzes Wort, seine ungeduldige Befehlsweise bezeugten seine Unruhe. Unsre Streitkräfte standen der Zahl noch in einem erschrecklichen Mißverhältniß zu denen des Feindes, und diese Schlacht war entscheidend. Indem er mich mit dem Finger auf der Karte seinen gezeichneten Plan verfolgen ließ, sagte mir der Kaiser: „Es gibt nicht genug gelehrte Disposi-

tionen, um einen so großen Mangel an Truppen zu ersetzen. Wir werden der Ueberzahl erliegen. Hundert und fünf und zwanzig tausend Mann gegen dreimal hundert und fünfzig tausend, und in geordneter Schlachtlinie! . . . . Sie haben es so gewollt! . . ." In dieser Phrase, die er hier zum zweitenmale, und zwar mit einem Ausdruck der Verzweiflung wiederholte, glaubte ich einen Todesspruch zu vernehmen.

Der Muth gebricht mir, um mich auf diesen schrecklichen Kampf einzulassen. Er wurde das Grab der Elite der Armee. Bei Leipzig, wie überall, wie immer, bedeckten sich Offiziere und Soldaten mit Ruhm. Ich war zur Seite des Kaisers, als man ihm den österreichischen General Meerveldt herbeibrachte. Er war mit seiner ganzen Division bei Dölitz von den Polen und der alten Garde über den Haufen geworfen worden. Meerveldt, jetzt unser Gefangner, war immer der Unterhändler des Friedens von Campo formio gewesen; bei Austerlitz hatte er die ersten Worte wegen des Waffenstillstandes überbracht. Der Kaiser, der gegen alle Wahrscheinlichkeit noch immer hoffte, man könne mit Oesterreich erfolg-

reiche neue Unterhandlungen eröffnen, beauftragte Meerveldt dem Kaiser Franz noch einmal Vorstellungen zu machen, damit seine Politik vor dem unvermeidlichen Verderben seiner Tochter und seines Enkels sich beuge. Er verlangte einen Waffenstillstand unter annehmbaren Bedingungen. „Gehen Sie," sprach er zum General Meerveldt, „Ihre Sendung als Friedens-Vermittler ist so schön. Wenn Ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt werden, so sichern sie Ihnen die Liebe und Dankbarkeit eines großen Volks. Die französische Nation und ich, wir wünschen aufrichtig den Frieden. Wenn man ihn uns verweigert, so werden wir die Unverletzbarkeit unseres Gebiets bis zum letzten Hauche vertheidigen. . . . Die Franzosen haben schon einmal gezeigt, wie sie ihre Heerde in Gegenwart des Feindes zu schützen wissen. —"

Meerveldt eilte aus dem französischen Lager — und erschien nicht wieder. . . .

Ich habe diese Besessenheit von einer fixen Idee mit dem so überlegnen Geiste Napoleons nie vereinbaren können. Bis zum letzten Augenblicke täuschte er sich in Bezug auf Oesterreich.

In der Nacht vom 17ten zum 18ten befand

sich der Kaiser in einer ganz außerordentlichen Aufregung. Er erwartete immer noch den General Meerveldt, der doch nicht kommen sollte. Jede Bewegung im Lager zog seine Aufmerksamkeit auf sich; von Augenblick zu Augenblick verdoppelte sich seine Unruhe; sein Gesicht war verzogen und von gelblicher Blässe; von Strapatzen erschöpft lehnte er an einem im Fond seines Zeltes angebrachten Kissen. „Ich fühle mich unwohl,“ sprach er, indem er mit der Hand seinen Magen berührte; „mein Kopf widersteht, aber mein Körper unterliegt . . . .“

„Ich will Iwan rufen,“ schrie ich und stürzte auf die Pforte zu.

„Ich verbiete es Ihnen, Coulaincourt . . . . das Zelt eines Herrschers hat die Durchsichtigkeit eines Glases . . . . ich muß aufrecht bleiben, damit jeder auf seinem Posten verharre . . . . der Feind ist da.“

„Sire,“ sagte ich ihm, indem ich seine brennenden Hände faßte, „bei dem Heile von uns Allen legen Sie sich nieder, ruhen Sie etwas, Sire, bitte!“

„Aber das geht nicht . . . das ist unmöglich — ich muß aufrecht stehend sterben!“

„Sire, erlauben Sie nur, daß ich Iwan rufe!“

„Nein, sag' ich Ihnen .... einem kranken Soldaten lasse ich ein Hospitalbillet reichen .... wer wird mir, mir, das Billet des armen Soldaten geben?“ — Und ein tiefes Stöhnen erhob sich aus seiner keuchenden Brust und der Kopf sank ihm nieder. —

O, dieser Anblick verwischt sich nie in meiner Seele! sagte der Herzog mit einem schmerzlichen Ausdruck. Es ist eine Erinnerung, in der ich Stärkung schöpfte, damals als Alles verloren war! In jenen Augenblicken, wo meine Energie erstorben, wo der Wille unmächtig gegen die Entmuthigung Angesichts einer verzweifelten Lage war, in jenen grausamen Augenblicken gedachte ich an Napoleon in der Nacht vom 17ten auf den 18ten October, und ich fragte mich, ob ich Mitleid mit mir selber haben könnte, gegenüber den Leiden dieses großen und edlen Opfers.

Ich trat an den Kaiser heran; er faßte meine Hand und drückte sie leise. „Es wird nichts seyn .... sorgen Sie nur dafür, daß Niemand hereintrete ....“

Ich war fast wahnsinnig vor Angst. Ein entsetzlicher Frost machte meine Zähne klappern; all mein Blut strömte nach dem Herzen, das so heftig schlug, als wollte es brechen: er krank, Er! und der Feind umkrallte uns von allen Seiten! Das Schicksal so vieler Menschen, die auf dem Schlachtfelde wachten, haftete an dem seinigen. Er weniger, und der kommende Morgen beleuchtete das Grab von Allen. Ich schickte zum Himmel eines jener Gebete, die sich in keine Sprache übertragen; heiße Thränen entfielen meinen Augen; alles drehte sich um mich her, es schien mir, als weiche die Erde unter meinen Füßen!

„Ich fühle mich besser!“ sagte er endlich mit Kraft aufathmend, „ich bin besser, mein armer Coulaincourt . . . .“ dann ergriff er meinen Arm, und ging einigemal langsam umher; sein Gesicht belebte sich wieder. Eine halbe Stunde nach dieser Krise schon ließ er seinen Generalstab rufen, gab Befehle, beförderte Ordonanzen an alle Corps-Chefs und schickte den Fürsten von Neufchatel nach Raudnitz, wo später die Gardereserven den Marschall Ney unterstützen mußten. Der

Tag begann und das Blutbad ebenfalls. Mein Gott! Wie schrecklich ist die Erinnerung an Leipzig! —

„Dieser Tag," sagte der Kaiser, indem er zu Pferde stieg, „dieser Tag wird eine große Frage lösen. Das Geschick Frankreichs entscheidet sich auf dem Schlachtfelde von Leipzig . . . . Wenn wir Sieger sind, so ist noch Alles wieder herzustellen; wenn wir besiegt werden, so ist unmöglich vorherzusehen, wo die Folgen einer Niederlage aufhören werden." Die ganze Escorte konnte diese Worte vernehmen.

Gegen Mittag waren wir auf allen Punkten von allen vereinigten Kräften des Feindes angegriffen. Die auf weniger als hunderttausend Mann geschmolzene Armee hatte dreihundertfünfzig Tausend, in einem Halbkreise von drei bis vier Stunden zusammengedrängte Streiter mit 1200 Kanonen vor sich. Frische Reserven ersetzten immer wieder die von unsern Kartätschen gemachten Oeffnungen.

An diesem verhängnißvollen Tage bezeichnete jede Stunde für uns ein Unglück, einen neuen Verlust. Nacheinander meldete man den Tod

der Generale Vial und Rochambeau. Der Nebel, der Rauch, der Tumult des Handgemenges erlaubten kaum sich zu erkennen. Dem Kaiser zu folgen war höchst schwierig; jeden Augenblick verloren wir ihn aus dem Gesichte; er war überall, allen Gefahren trotzend und das Leben ohne Sieg verachtend.

Bis dahin kämpfte man mit wechselndem Glücke. Ein Adjutant Regnier's erscheint; er meldet, daß das sächsische Corps und die württembergische Cavallerie des General Normann, das heißt, daß 10,000 Mann und vierzig Kanonen zu Bernadotte übergegangen sind; ja, daß auf den Befehl des letzteren der Commandant der sächsischen Artillerie seine Stücke umgedreht und sogleich wieder auf die Franzosen gefeuert habe. Unbeweglich auf seinem Pferde hebt der Kaiser die Augen zum Himmel, als wolle er Gottes Gerechtigkeit anrufen: „Infamie!" ruft er mit donnernder Stimme. Tausend Stimmen bedecken die seine; Verwünschungen, die wüthendsten Ausbrüche des Zorns ertönen von allen Seiten. Einige treugebliebene sächsische Offiziere zerbrechen ihre Degen, vergießen Thränen

der Schaam und ziehen sich hinter unsere Fronte zurück. Ein Dragoner der Escorte treibt sein Pferd auf das des Kaisers zu: „Wir können sie gern entbehren,“ ruft er, „Ihre Franzosen sind ja da!“ und wie ein Pfeil stürzt er sich in die Mitte der Menge. „Es lebe der Kaiser! Tod den Sachsen!“ so erschallt es von Mund zu Munde, die ganze Eskorte folgt dem Dragoner, die Offiziere allein bleiben auf ihrem Posten neben Napoleon.

Einige Minuten nachher stürzt sich ein Husarenoffizier, der aus der Schule von Saint Germain hervorgegangen (sein Name ist mir entfallen) kopflings in die feindlichen Reihen. In einer Charge hat einer der Uebergegangenen einen unserer Adler erobert; er entreißt ihm denselben wieder auf Kosten seines Lebens, und kommt, ihn vor die Füße des Kaisers hinzuwerfen, und fällt dann blutend und tödtlich verwundet nieder. — Bewegt sagte da der Kaiser: „Welche Hülfsmittel hätte unser Frankreich mit solchen Männern!“ — Und sein düsteres und eisiges Antlitz erheiterte sich einen Augenblick!

So viel bewundernswerthe Tapferkeit, so viel

Heldenmuth können aber dennoch die Ueberzahl nicht besiegen. Unsere Munitionen sind eher erschöpft als der Rest unseres Blutes. Zum erstenmale verläßt der Kaiser das Schlachtfeld ohne gesiegt zu haben; wir beginnen den verhängnißvollen Rückzug, wo die unglücklichen Entkommenen einen ruhmlosen Tod in den Wassern der Elster finden, dort geht auch Poniatowski unter, der Stern und die Fahne der tapfern und treuen Polen.

Am 19ten früh begab sich der Kaiser in die Wohnung des Königs von Sachsen. Die Abschieds-Augenblicke waren herzzerreißend. Der König konnte sich über das Benehmen seiner Truppen nicht trösten. Die Königin, die Prinzessin Auguste waren äußerst herzlich gegen den Kaiser, diese armen Damen, erschreckend vor Gefahren, denen er entgegenginge, baten ihn, die Augen voller Thränen, mit flehenden Händen, daß er sich entferne. Der König von Sachsen warf ihm sich in die Arme und segnete ihn, und nannte ihn seinen Sohn, seinen Freund, und da entriß sich der Kaiser erst den Armen dieser vortrefflichen Familie! —

Murat verließ den Kaiser in Erfurt unter dem Vorwande, daß seine Gegenwart in Neapel zur Vertheidigung seines Königreichs unumgänglich nöthig sey. Am 22ten October aber schon hatte er auf dem Vorposten mit Oesterreich und England einen Vertrag abgeschlossen . . . . . Ich füge dieser Thatsache kein Wort weiter hinzu. Murat hat sein Vergehen mit einem entsetzlichen Tode gebüßt . . . . . Ehre seinem Unglück! —

Jeder Tag unseres Rückzugs sah ein neues Gefecht. Wir sollten Frankreich nur über den Leichnamen unserer Brüder hinziehend wieder erreichen. — Bei Hanau trug noch die kaiserliche Garde, kostbare Ueberreste jener großen tapfern Armee, einen Sieg über alle Truppen der Baiern, von General Wrede commandirt, davon. Auch dieser hatte seinen Ruf während der zehn Jahre, die er unter den französischen Fahnen gefochten, erworben. Es war Napoleon, der ihn erhoben.

Am 2ten November erreichten wir Mainz und alle unsere Truppen gingen hier über den Rhein. Da entschloß sich der Kaiser, nach

Saint Cloud abzureisen. Wie traurig war diese Reise! Sechs Monate waren nun verlaufen, seit wir diese Residenz verlassen, und in dieser kurzen Zeit hatten wir Alles verloren; Alles, sogar die Hoffnung."

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Saint Cloud abzureisen. Wie traurig war diese Reise! Sechs Monate waren nun verstrichen, seit wir diese Residenz verlassen, und in dieser kurzen Zeit hatten wir Alles verloren; Alles, sogar die Hoffnung."

Ende des ersten Bandes.

Inhalts=Verzeichniß

des

ersten Bandes.

Seite

Erstes Kapitel.

Das Zusammentreffen in Plombières 1

Zweites Kapitel.

Napoleon im Schlitten bei der Rückkehr von Rußland 13

Drittes Kapitel.

Die Flugschrift 26

Viertes Kapitel.

Napoleon auf den Schlachtfeldern 36

Fünftes Kapitel.

Coulaincourt am russischen Hofe 50

Sechstes Kapitel.

Fernere Erinnerungen aus St. Petersburg . . . 71

Siebentes Kapitel.

Napoleon und Alexander zu Tilsit 89

Seite

Achtes Kapitel.

Napoleon im Brande von Moskau 103

Neuntes Kapitel.

Die Entführung von Ettenheim 137

Zehntes Kapitel.

Der Capitain von Auzoni und die Schlacht von Eylau 167

Eilftes Kapitel.

Die Epoche von Lützen und Bautzen 186

Zwölftes Kapitel.

Die Unterhandlungen in Prag 213

Dreizehntes Kapitel.

Feodora 231

Vierzehntes Kapitel.

Napoleon in Görlitz und in Stolpen 246

Fünfzehntes Kapitel.

Die Schlacht bei Dresden 278

Sechzehntes Kapitel.

Empörung des französischen Generalstabes. Rückzug nach Leipzig. Schlacht vom 18ten und 19ten October 299

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eilleaux, ... d'

Napoleon und der Herzog von Vicenza Nach vertraulichen Mittheilungen Coulaincourts, Großstallmeisters, Gesandten in St. Petersburg u. Minister d. Äußern d. Kaiserreichs
Bd.: Bd. 1

Stuttgart (1837)

Gall.rev. 1028 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425516-6